Das Schönste

Die Monatsschrift für alle Freunde der schönen Künste

THEATER · FILMKUNST · FERNSEHEN · MUSIK · TANZ · DICHTUNG · MALEREI · PLASTIK · ARCHITEKTUR · PHOTOGRAPHIE



Nr. 4 · 1956 · APRILHEFT · MÜNCHEN · DM 1.50



Zum Umschlagbild: Pablo Picassos Gemälde „Mutter und Kind" aus dem Jahre 1905 (siehe Bericht auf Seite 54—57). Wiedergabe mit Genehmigung der S.P.A.D.E.M. Paris und Cosmopress Genf.

Das Schönste

erscheint monatlich im KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG

INHALT:

*

Verlag und Redaktion: München 8, Lucile-Grahn-Straße 37
Tel.: 44 98 91 · Fernschreiber: 052-3372 · Telegr.: REVUE München

Chefredakteur: Wilhelm Winckel

Stellvertretender Chefredakteur: Siegfried Sawallich

Textredakteur: Dr. Kurt Fassmann

Anzeigen: Paul Offinger; Herstellung: Adolf P. Frühmorgen

Vertrieb: Alfred Moehring

Verlagsleiter: Willy Roth

Druck: KINDLER UND SCHIERMEYER DRUCK GMBH,
München 8, Schneckenburgerstraße 22, Telefon 44 98 91

Abonnements-Annahme: Verlag, zuständiges Postamt oder Briefträger. Bezugspreis im Abonnement vierteljährlich DM 4.50 (einschl. Zustellgebühr). Einzelpreis: Italien: Lire 300.—, Frankreich: ffr. 150.—, Schweiz: sfr. 1.70, Österreich: öS. 10.—.

DAS SCHÖNSTE darf nur mit ausdrücklicher widerruflicher Genehmigung des Verlages in Lesemappen geführt werden. — Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nummer 1a gültig. Für unaufgefordert eingesandte Bilder und Manuskripte übernimmt der Verlag keine Gewähr. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Verwendung des Inhalts nur mit schriftlicher Zustimmung des Verlages!

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Wilhelm Winckel, für den Anzeigenteil: Paul Offinger, beide München. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6.



500 JAHRE VERGESSEN

In der Pfarrkirche von Großostheim bei Aschaffenburg steht seit den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts diese „Beweinung Christi", eine figurenreiche, streng komponierte Gruppe aus Lindenholz, die bisher keine große Beachtung gefunden hatte. Als aber vor kurzem der Würzburger Kunstmaler Josef Gramberger das Werk konservierte, entdeckte der Direktor des Mainfränkischen Museums, Dr. von Freeden, in ihr ein Frühwerk Tilman Riemenschneiders, des größten deutschen Holzbildhauers. „Die formenreiche Fülle der Motive", so erklärt Dr. von Freeden, „das modische Detail sind echte Merkmale für Riemenschneiders erste Schaffensperiode." Das künstlerisch hochbedeutende Werk, das durch die sorgfältig vorgenommene Konservierung vor dem Verfall bewahrt wurde, wird jetzt vorübergehend im Mainfränkischen Museum in Würzburg ausgestellt.

Musik als Erbe

Die Bamberger Symphoniker feiern ihr 10jähriges Bestehen

Dirigenten von internationalem Rang prägten das künstlerische Gesicht der Bamberger Symphoniker, die das Erbe der ehemaligen Prager Philharmonie weiterführen. Hans Knappertsbusch wagte es als erster, mit dem jungen, aufstrebenden Orchester zu konzertieren. Entscheidend für den Aufschwung zur Spitzenklasse wurde die Begegnung mit Clemens Krauß, dem Grandseigneur des Taktstocks, und die intensive Zusammenarbeit mit Joseph Keilberth, dem einstigen Chef der Prager Philharmoniker. Keilberths sensible, vitale Musizierfreudigkeit bestimmte Stil und Charakter der Bamberger Symphoniker.



Ein Blick ins Tournéebuch: Hella Rappoldi und Orchestervorstand Josef Fischer schufen die organisatorischen Voraussetzungen für den Erfolg der „Bamberger".

Musik als Erbe (Fortsetzung)

Jahrhundertelang war die noch zur Barockzeit so innige kulturelle Bindung zwischen Prag und Bamberg unterbrochen. Nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges aber sollte die alte Tradition urplötzlich wieder aufleben. Wie von geheimen Mächten geleitet, flohen Scharen von Musikern, die einst den Ruhm der Prager Philharmonie begründeten, in das künstlerisch wesensverwandte Bamberg. Mit zielbewußtem Idealismus begannen sie, gemeinsam mit anderen vertriebenen Künstlern, ein neues Ensemble aufzubauen. Der Weg war mühevoll — aber aus dem anfänglich bunt zusammengewürfelten „Provinzorchester" wurde bald durch eiserne Disziplin und hervorragendes Können ein Qualitätsorchester, dessen kometenhafter Aufstieg überall Staunen und Bewunderung auslöste. Viele Reisen haben den Bamberger Symphonikern im In- und Ausland die Anerkennung und den Beifall der Musikfreunde eingetragen. Mit berechtigtem Stolz dürfen sie jetzt auf ihr ruhmreiches Werk zurückblicken, das mit einem stimmungsvollen Festkonzert unter Joseph Keilberth in der ehemaligen Bamberger Dominikanerkirche (rechts) seine würdige Krönung fand.



Leichtigkeit des Strichs und seidiger Glanz sind die charakteristischen Merkmale des Streichkörpers der Bamberger Symphoniker. Dieses kostbare Erbe böhmischen Musikantentums wird von Franz Berger, dem ersten Konzertmeister, bewahrt und weitergegeben.



Von Anfang an dabei ist auch Paul Pisinger am ersten Pult der Bratschen, deren samtene Weichheit und breite Fülle des Tons fein nuanciert auf die Höhen der Geigen, die geschmeidigen Kantilenen der Celli und die Tiefen der Kontrabässe abgestimmt ist.



Ein Ensemble von außergewöhnlicher technischer und klanglicher Präzision bilden die Bläser. Die Schwerelosigkeit, das Schwebende und Duftige perlender Tonketten sind gleichfalls beste Prager Tradition, wie sie sich im Spiel des Soloflötisten Kurt Christian offenbart.



In den „abgründigen" Regionen des Bläserklanges führt Hans Baer die Gruppe der Fagottisten an. Wenn auch stets junge Künstler hinzukommen — die Eigenart der Bamberger Symphoniker wird noch heute durch die Kunst der Prager Philharmoniker charakterisiert.

 Photos: Moses





Der Ministerpräsident des freiheitlichen Staates ist der Meinung, daß niemand an die Größe und Bedeutung seines Landes herankann, was die Opposition bestreitet. Aus dieser Meinungsverschiedenheit heraus wird eine Wahl veranstaltet, die aber durch Stimmengleichheit der beiden streitenden Parteien in die Sackgasse führt.

Sie wollen die Welt gewinnen

Eine Theatertruppe der „Moralischen Aufrüstung" in Hannover

„Die verschwindende Insel", ein musikalisches Schauspiel von Peter Howard und Cecil Broadhurst, gelangte auf eine Bonner Einladung der „Ideologischen Mission der Moralischen Aufrüstung" in Hannover zur Aufführung und wurde dort zu einer Theatersensation. Das Stück spielt in zwei Ländern. Das eine ist das Land der Freiheit, das andere das Land der Tyrannei. Aber die Bedeutung dieser Worte hängt davon ab, in welchem Wörterbuch man sie nachschlägt, da jeder von sich behauptet: „Wir haben das Recht und ihr habt Unrecht." Aufgebaut auf dem äußeren Umstand, daß eine bewohnte Insel im Meere zu verschwinden droht, weil die Menschen nichts taugen, findet der abgesetzte König endlich die Lösung, dem Unglück zu begegnen: Nicht beim anderen, sondern bei sich selbst muß die Änderung des Herzens beginnen. Das Volk tut den ersten Schritt, die Granden mit den bezeichnenden Namen Ministerpräsident Brüllfrosch, Außenminister Wirrwarr, Justizminister Missetat folgen, und als es dem König gelingt, auch den gegnerischen Botschafter Odioso zu überzeugen, beginnt die verschwindende Insel wieder aufzutauchen. Mit einem „So greifbar nah ist die Lösung" schließt das mit großem Beifall aufgenommene Stück.





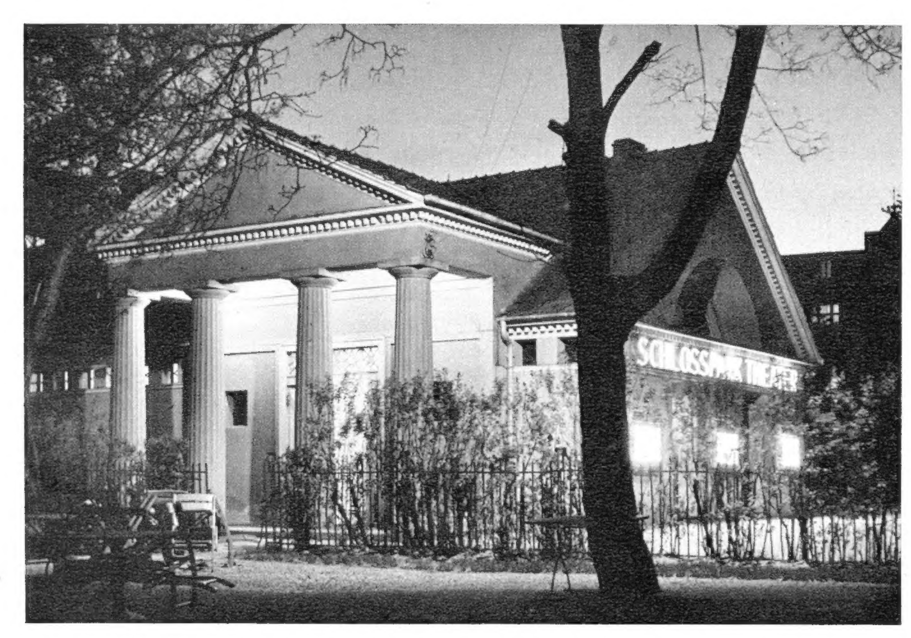
Eine Mutter ringt in der Liebe und Sorge zu ihrem Kinde mit Odiosos kalter Entschlossenheit für seine Sache, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß auch sie mit ihrer Selbstsucht die Welt zugrunde richtet (oben). Der König glaubt, die Bevölkerung müßte ihre Überheblichkeit ablegen (links) und warnt: „Die Menschen der Außenwelt sind stark. Man haßt uns bis aufs Mark. Vielleicht muß wirklich manches anders werden, sonst rotten sie uns aus auf dieser Erde."

Photos: Hinz

Er regiert auf der Bühne

Intendant Barlog bewahrt die alte Berliner Theatertradition

Der 50. Geburtstag Boleslaw Barlogs, des markanten Intendanten und Regisseurs der beiden städtischen Berliner Bühnen, war ein Ereignis, an dem die gesamte deutsche Theaterwelt mit Freuden Anteil genommen hat. Als Barlog 1945 das Schloßpark-Theater übernahm, stand das besetzte Berlin noch in Ruinen, und es war auch auf geistigem Gebiet nicht einfach, die rechte Dosierung für ein ungehemmtes Theaterleben zu finden. Aber Barlog, der unverwüstliche Schlesier und Wahlberliner, stets voll ungetrübter Heiterkeit, verstand es dank seiner großen künstlerischen und organisatorischen Fähigkeiten, noch vor dem deutschen Wirtschaftswunder ein Theaterwunder aus dem Nichts hervorzuzaubern. Nachdem er 1951 noch das Schillertheater mit übernommen hatte, sind seine beiden Bühnen zu einer Sammelstätte der geistigen Elite geworden, an denen er von den Klassikern bis zu den modernsten Autoren aus aller Welt immer wieder glänzende Beispiele seiner Inszenierungskunst gibt. Stets teilnahmsvoll kollegial zu seinen Schauspielern, ist Barlog ein Regisseur von so bemerkenswerter Autorität und Eigenwilligkeit, daß die Stücke unter seinen Händen besondere Gestalt gewinnen, von denen das Publikum stets von neuem fasziniert ist.



Das Schloßpark-Theater in Berlin-Steglitz. Das Gelände war der ehemalige, zum Schloß des alten Generalfeldmarschalls Graf von Wrangel gehörende Pferdestall.

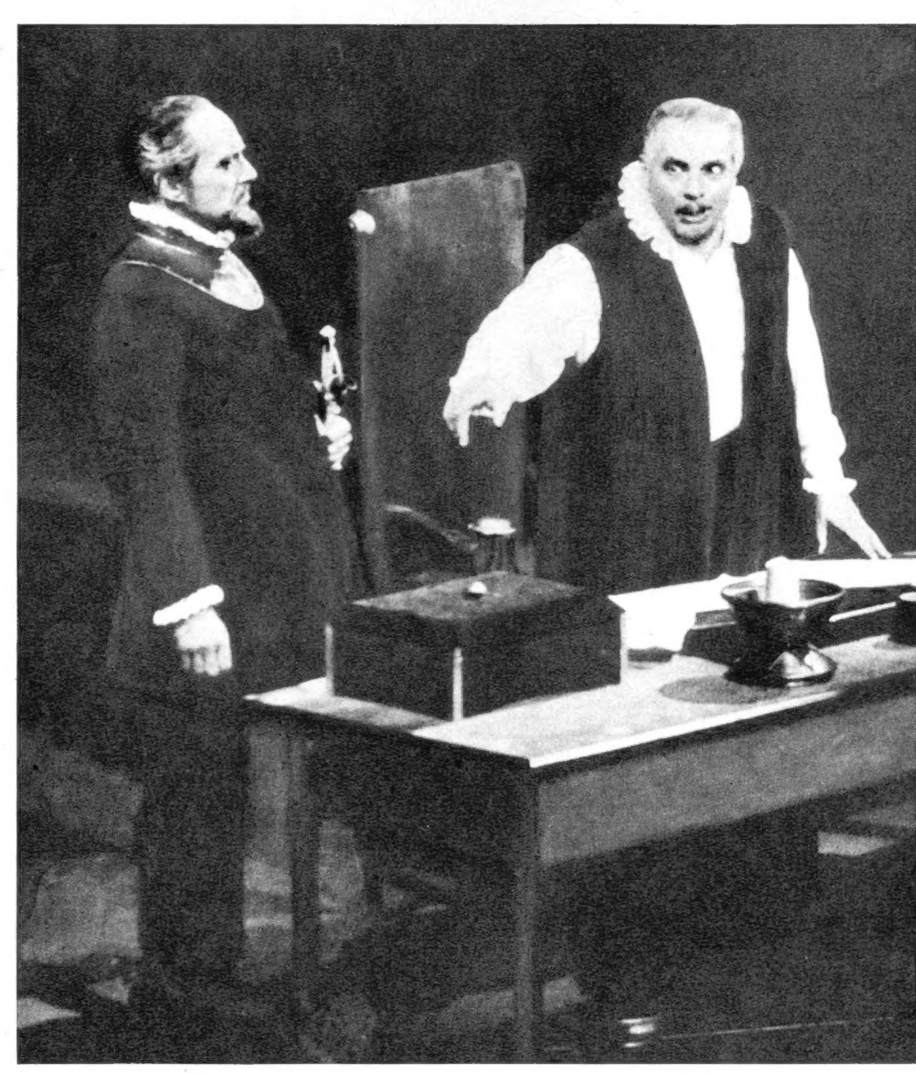


Das wiedererstandene Schiller-Theater in Berlin-Charlottenburg. 1945 zahlten die Berliner ihre Theaterplätze noch mit Lebensmitteln, Zigaretten und Nylonstrümpfen

Photos: Eschen

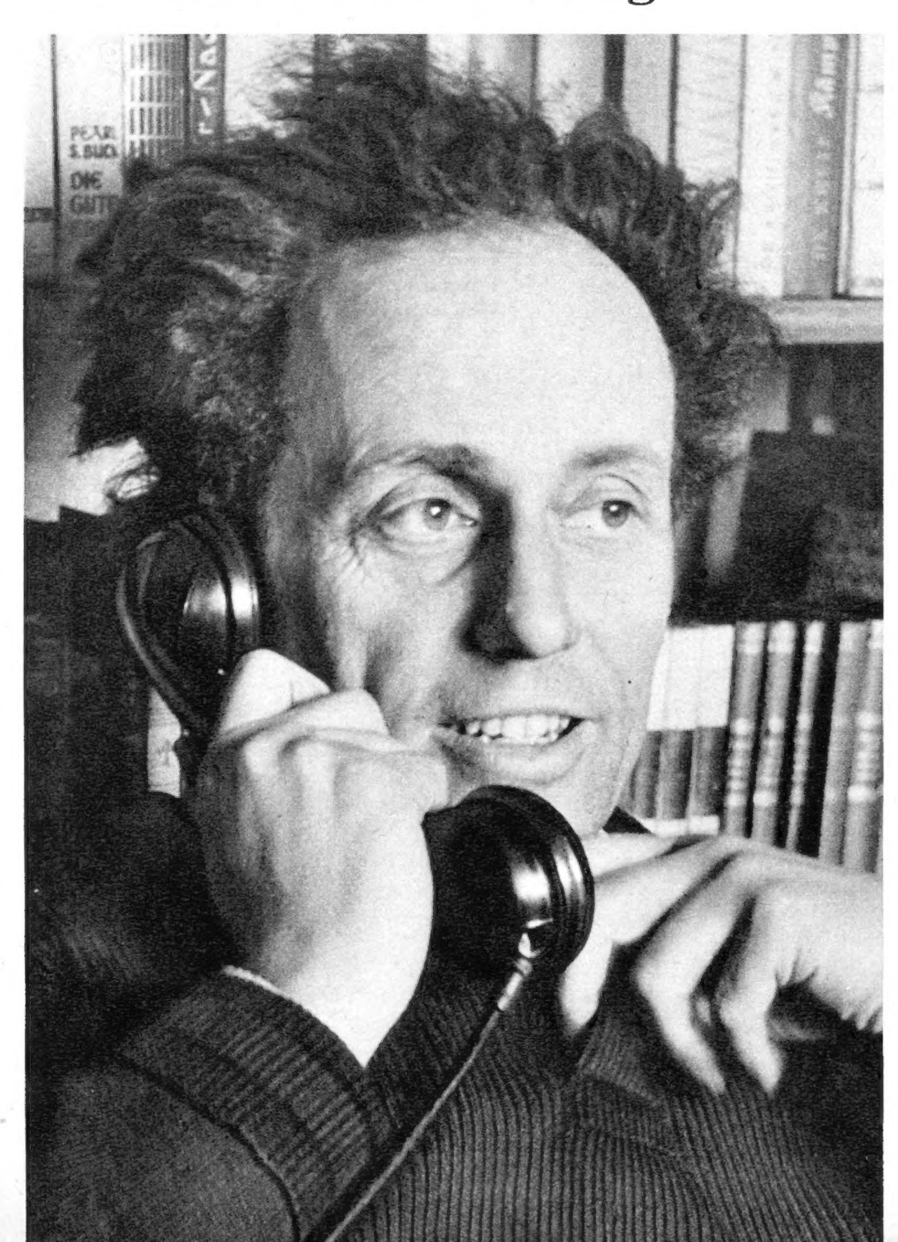


Eine Barlog-Inszenierung des „Regenmachers" aus dem März 1956. Hans Söhnker und Käthe Braun in der romantischen Komödie des amerikanischen Autors Richard Nash.



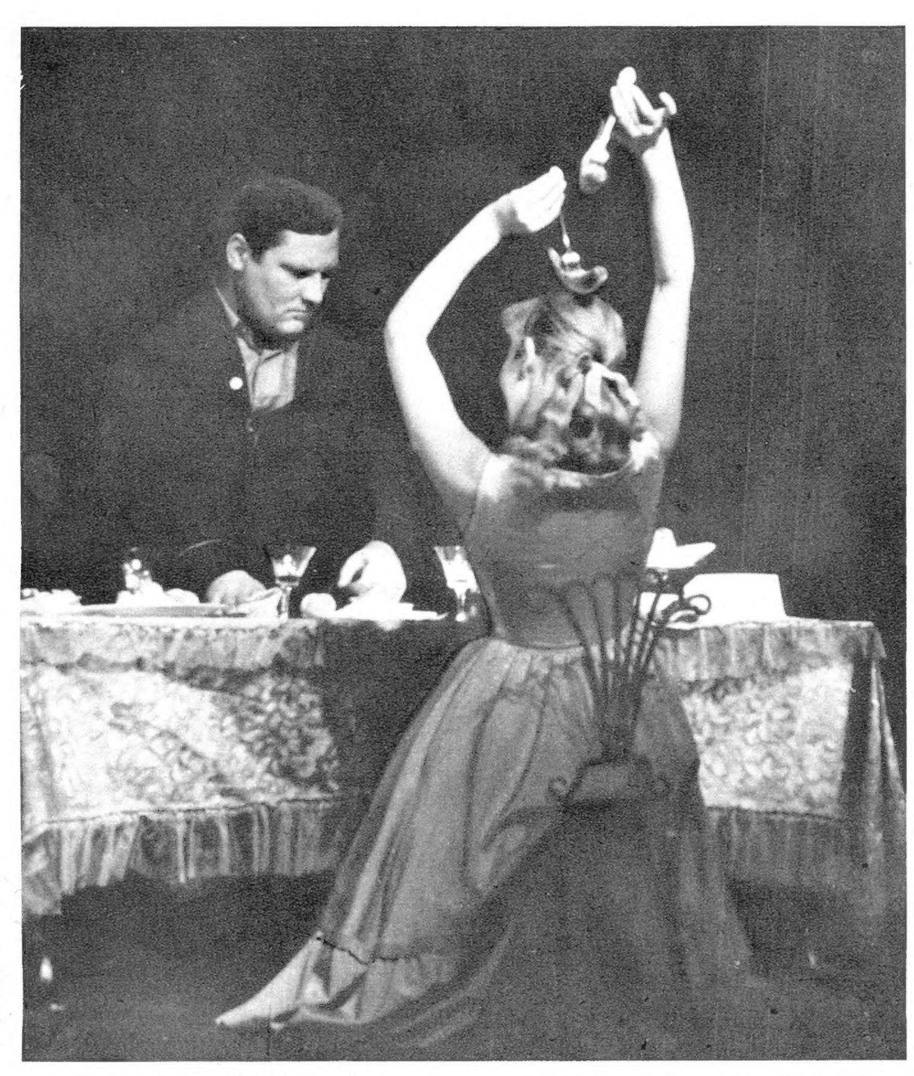
Das Schiller-Theater wird für die Klassiker bevorzugt. Hier sieht man Dramen wie Don Carlos mit Walter Franck als Philipp und Paul Wagner als Alba.

Er regiert auf der Bühne (Fortsetzung)
Intendant Boleslaw Barlog





„Doña Rosita oder Die Sprache der Blumen": Lu Säuberlich, Käthe Braun und Berta Drews in der Komödie des im Bürgerkrieg gefallenen Frederico G. Lorca.



Ein besonderes Verdienst Barlogs war es, den heute noch so aktuellen „Silbersee“ aufzuführen. H. D. Zeidler und Liane Croon in dem Stück Georg Kaisers.



Im Schloßparktheater brachte Barlog die deutsche Uraufführung von Rawlings Stuart Boones Bühnenstück „Von Mensch zu Mensch“, mit Heike Balzer und Klaus Kammer.

Barlog am Regiepult. Rechts neben ihm Werner Kleinschmidt, sein Bühnenbildner. Barlog führt Regie zu dem Stück „Der Regenmacher“. Er spielt selbst vor, unterbricht, ergänzt. Er ist Geist und Seele der Komödie, die nach und nach Gestalt annimmt — und der Intendant wird so selbst zum Dichter nach des Dichters Intentionen.



Tod und Auferstehung

Nacht und Verzweiflung, der folgende triumphale Beginn neuen Lebens – nie haben sie ergreifenderen Ausdruck gefunden als in Michelangelos Pietà und in Grünewalds Auferstehung vom Isenheimer Altar. Der unendliche Schmerz der Mutter, mit der selbst der kalte Marmor zu trauern scheint, vereint alles Leid der Menschen – ein erstarrter Augenblick, der zu verklärter Ewigkeit wurde. Wie aber der Süden, auf den Höhen klassischen Formgefühls, die irdische Macht des Leides gestaltet, so wählt der Norden, der das Jenseits in selbstquälerischer Liebe sucht, das Wunder göttlicher Macht, den mystischen Akt der Auferstehung. Eine Vision von übernatürlicher Gewalt entsteht, ein kosmischer Vorgang, der aus tiefster Düsternis zu höchster Farbenglut führt, alle irdische Wirklichkeit tief unter sich lassend, ja fast schon auf allen Trost verzichtend: der Tod wird zum Beginn der Unsterblichkeit. „Denn wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir . . .“









Vor dem Hintergrund gespensterhaften Geschehens tanzt Irene Skorik mit ekstatischer Liebesglut die Giselle. Das bezaubernde Gegenspiel mit ihrem Partner Heino Hallhuber krönte die gelungene Aufführung.

GISELLE

Nach langer Pause brachte die Münchener Staatsoper das berühmte Standardwerk internationaler Ballettkunst neu heraus. Dem stimmungsvollen Tanzmärchen, das von Adolphe Adam's melodienfreudiger Musik getragen wird, bereitete Alan Carter eine glanzvolle und begeistert aufgenommene Wiedergeburt — ganz im Geiste der Pariser Uraufführung vom Jahre 1841.

Photos: Betz

Ein Höhepunkt des Ballettabends: Nächtlicher Geistertanz der zu früh gestorbenen, um ihr Lebensglück und ihre Liebe betrogenen Bräute.



Blick aus dem Eßzimmer in das Wohnzimmer. Die Wand links und rechts vom Kamin ist ausgefüllt mit Bücherregalen, darin viele wertvolle Erstausgaben.

So wohnt ein Hamburger Kaufmann

Das Haus eines Patriziers – groß, gepflegt, mit vielen Kostbarkeiten

So wohnt ein Hamburger Kaufmann

Als „typisch hamburgisch" wird das Stadthaus des Kaufmannes Heribert von Goldammer am Nonnenstieg bezeichnet. Der Bau ist nicht auffallend, nicht modern und äußerlich ohne Sensationen. Es ist eines jener charakteristischen Gebäude aus dem Beginn des Jahrhunderts: groß, gepflegt, vornehm — das Haus eines Patriziers, das seine kostbaren Geheimnisse nach außen nicht kundtun will. Aber die Hamburger kennen dieses Haus. Sie wissen, welche Kostbarkeiten es birgt, mit welcher Gediegenheit es eingerichtet ist. Es beherbergt eine Sammlung von Fayencen, um die manche Kunstsammlung den Besitzer beneiden mag. Eine aparte Eigenart besitzt dieses Haus noch: Es gibt nur wenig direktes Licht, dann und wann eine Stehlampe, sonst nur Kerzen in ausgesucht schönen Leuchtern, die mit sanftem Licht die vielen Kostbarkeiten des vornehmen Hamburger Hauses bescheinen.



Das „französische Zimmer", ein kleiner, eleganter Salon, ist locker möbliert, damit die



Im „französischen Zimmer" befindet sich diese Fensterbank mit exotischen Pflanzen.



Ein reizvolles Detail mit gedecktem Tisch, auch hier wieder brennende Kerzen.

Die schwere Bücherwand hat auch zwei besonders schöne Sammlerstücke aufgenommen: Die Terrine links über dem Tisch, deutsche Fayence aus dem 18. Jahrhundert. In dem freien Fach steht Kuanyin, die chinesische Göttin der Barmherzigkeit.

Einrichtung um so schöner zur Geltung kommt. Das Hauptstück an der Wand ist eine französische achtfüßige Nußbaumbank (um 1740). Dazu zwei Fauteuils gleicher Herkunft. An der Wand hängen als besonders wertvolle Seltenheit Silberappliken (signiert 1738, Augsburger Silberschmied Baitermann) und Straßburger Fayencen.



Im großen Wohnzimmer steht dieser 400 Jahre alte norddeutsche Eichentisch mit vielen sehr kostbaren Sammlerstücken.



Über dem Bett im Schlafzimmer hängen zwei Engelsköpfe aus der Maingegend (um 1700). Rechts der moderne Frisiertisch der Dame.



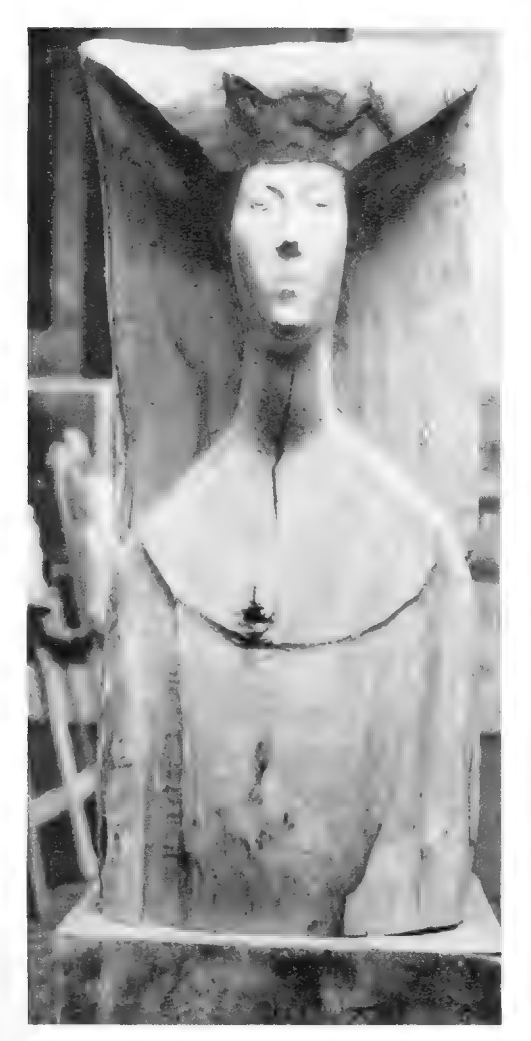
Der zweiteilige Eichenschrank im Eßzimmer stammt aus Aachen (um 1760). Er birgt eine kostbare Gläsersammlung. An den Wänden hängen wieder Fayencen. Die Glaspokale auf dem Tisch sind 18. Jh.

Photos: Dieter Heggemann

ALS VERKÖRPERTE RUHE LIEGT DIESER BRONZENE STIER AM BODEN. ALLES IST AN IHM ENTSPANNT, SELBST DER NACKEN, DER SONST DAS JOCH TRÄGT
(Lothar Fischer aus Germersheim)

RUHE – von jungen Künstlern gestaltet

Schüler der Münchner Kunstakademie symbolisieren in ihren Darstellungen ein schwieriges Thema unserer Zeit



Unbeirrtheit und Geradheit bestimmen diese Nonne (Werner Schreiner aus Ludwigshafen).

Junge Männer in einfachem Pullover und Manchesterhosen, Mädchen in Schwabinger Be-bop-Aufmachung, wie man sie aus den Existentialistenkellern kennt, wurden von den Professoren der Akademie der Bildenden Künste in München vor eines der größten Themen gestellt, das unsere hektische Zeit bewegt: das Thema „Ruhe". Es ist einfach, Ruhe zu gebieten, schwieriger, sie zu gestalten, und so war es ein gewagtes Unterfangen, einen solchen Wettbewerb zu versuchen. Gleichen schon Ausstellungen gereifter Künstler keinem friedlichen Familientag, so ist die nachdrängende Jugend erst recht dem Eigenwilligen verfallen. Aber es bleibt immer noch die wirksamste Förderung, daß die Begabungen ihr Können an schwierigen Aufgaben erproben und steigern. Ruhe ist das unbeschwerte Gefühl inmitten der großen Pyramide Kunst, aber sie ist auch ein unteilbarer Begriff wie die Bewegung, wie die Wahrheit. Und so war es verblüffend, zu sehen, wie nahe viele der jungen Künstler diesem schwer zugänglichen Thema kamen. Der Erfolg des Wettbewerbs war erstaunlich und überzeugend, so überzeugend wie das chinesische Gedicht, das einer der jungen Idealisten an seine Keramik heftete: „Warum ich in den Bergen wohne, willst du wissen? Ich lächle nur! Das läßt sich nicht erlernen! Hier ist das Dasein nicht von Menschenhast zerrissen. Der Strom treibt Blüten in die Ferne."

AUCH IN STEIN LÄSST SICH DIE RUHE DARSTELLEN, WIE ES DIESER PHANTASIEVOLLE KOPF ZEIGT. ETWAS GOLEM-MONDHAFTES GEHT VON IHM AUS
(Erwin Eisch aus Frauenau)



Die Malschülerin Uta Meisenbach, Tochter des bekannten Münchener Malers, hatte bei der Preisverteilung Pech. Sie hatte die vorgeschriebenen Maße überschritten, wurde aber trotzdem belobigt. Sie hat vor, Gebrauchsgraphikerin zu werden.



Die Inderin Meera Goswanni, die den Titel einer Devi führt, wurde 1923 in Kalkutta geboren und in Delhi ausgebildet. Jetzt lernt sie als Stipendiatin der indischen Regierung in München. Für ihr „heiliges Rind" erhielt die Bildhauerin eine Belobigung.

Photos: Barbara Lüdecke





O glückliche



Augen

Es ist eine Kunst, vom Canale Grande, vom Dogenpalast und der Piazzetta schlechte Bilder zu knipsen. Millionen Fotofreunde aus der ganzen Welt werden es bestätigen. Immer noch ist die alte Königin der Meere die faszinierendste Stadt des Abendlandes — die prächtigste Kulisse der Welt für Reisende, die Bildern und Abbildern nachjagen. Nie ist der Hintergrund langweilig, nie stört eine schlechte Fassade, nie fehlt eine elegante Perspektive, nie das wunderbare Licht. Das Licht ist allen Zaubers Anfang. Es leuchtet aus Himmeln und Wassern, und malt mit hellem Glanz und satten blauen Schatten. Der Gast schaut sich die Augen krank — und wieder gesund. Und er vergißt alle Vorurteile, mit denen er die uralte, doch niemals alternde Lagunenstadt betrat.

Photos: List, Müller-Bruhnke

Sagen, was andre verschweigen

Somerset Maugham, der Schriftsteller mit der unbestechlichen Feder, ist trotz seiner 80 Jahre frisch und lebenslustig wie seine berühmten Romane und Kurzgeschichten



Der absonderliche Mister Foreman

Erzählung von Somerset Maugham

In St. Peter am Neville Square hatte nachmittags eine Taufe stattgefunden, und Albert Edward Foreman, der Kirchendiener, legte den bemalten Holzdeckel auf das marmorne Taufbecken, trug einen Stuhl fort, der für eine kränkliche alte Dame herbeigeschafft worden war, und wartete, bis der Vikar die Sakristei verlassen würde, damit er dort aufräumen und sodann nach Hause gehen konnte. Mit einem Male erschien der Vikar in der Kirche, beugte das Knie vor dem Hochaltar und kam durch das Mittelschiff geschritten.

Der Vikar bekleidete seine Stellung erst seit kurzer Zeit. Er war ein energischer Mann mit rotem Gesicht, in den frühen Vierzigern, und Albert Edward trauerte immer noch seinem Vorgänger nach, einem Geistlichen der alten Schule, der mit silberner Stimme unproblematische Predigten gehalten und häufig mit den aristokratischen Mitgliedern seiner Gemeinde diniert hatte. Er hielt darauf, daß in der Kirche Ordnung herrschte, aber er schikanierte nicht; er war nicht wie dieser Neue, der überall seine Nase hineinstecken mußte. Doch Albert Edward war tolerant. St. Peter lag in einer sehr guten Gegend, und die Gemeindemitglieder gehörten fast durchwegs den höheren Gesellschaftsschichten an. Der neue Vikar hingegen kam aus dem East End, und es war nicht von ihm zu erwarten, daß er sich von einem Tag auf den andern in die diskreten Formen seiner vornehmen Pfarrkinder hineinfand.

„Diese Betriebsamkeit!" sagte Albert Edward. „Aber mit der Zeit wird er es schon noch lernen."

Als der Vikar so weit herangekommen war, daß er den Kirchendiener ansprechen konnte, ohne die Stimme lauter erheben zu müssen, als es sich an einem Ort der Andacht schickte, blieb er stehen.

„Foreman, darf ich Sie bitten, einen Augenblick in die Sakristei zu kommen? Ich habe Ihnen etwas zu sagen."

„Sehr wohl, Sir."

Sie gingen miteinander durch die Kirche.

„Eine sehr hübsche Taufe war das heute, Sir. Komisch, wie das Kind zu schreien aufhörte, sobald Sie es auf den Arm nahmen."

„So geht es mir oft", antwortete der Vikar. „Aber ich habe ja schließlich Erfahrung auf diesem Gebiet."

 Photos: List

Der Vikar ging Albert Edward in die Sakristei voran. Albert Edward war ein wenig überrascht, die beiden Kirchenvorsteher dort anzutreffen. Er hatte sie nicht hereinkommen sehen. Sie nickten ihm freundlich zu.

Beide waren ältere Männer und bekleideten ihre Ämter als Kirchenvorsteher fast schon so lange wie Albert Edward das seine. Sie saßen nun um einen schönen Refektoriumstisch, den der alte Vikar vor vielen Jahren aus Italien mitgebracht hatte, und der Vikar setzte sich auf den leeren Stuhl zwischen ihnen. Albert Edward stand ihnen gegenüber und fragte sich mit leisem Unbehagen, was wohl los sei.

Auf dem roten Gesicht des Vikars lag ein Ausdruck entschlossenen Wohlwollens, aber die andern blickten etwas bekümmert drein.

„Er hat sie bearbeitet", sagte der Kirchendiener zu sich selbst. „Er hat sie überredet, irgend etwas zu tun, aber sie fühlen sich nicht wohl dabei. Das ist es. Da möchte ich Gift drauf nehmen." Doch auf Albert Edwards klargeschnittenen, distinguierten Zügen wurden diese Gedanken nicht sichtbar. Er stand in respektvoller, aber nicht unterwürfiger Haltung da. Er war, ehe sich ihm die Stellung in der Kirche geboten hatte, Diener gewesen, aber nur in sehr guten Häusern, und sein Benehmen war tadellos. Als Page hatte er im Haushalt eines großen Handelsherrn begonnen, war dann allmählich von der Stellung eines vierten bis zu der eines ersten Dieners aufgerückt, hatte ein Jahr als Kammerdiener bei der Witwe eines Pairs und schließlich als Butler mit zwei Dienern unter sich im Hause eines pensionierten Gesandten gedient. Er war groß, mager, ernst und würdevoll. Er sah, wenn schon nicht wie ein Herzog, so doch mindestens wie ein Schauspieler der alten Schule aus, der sich auf Herzöge spezialisiert hatte.

Der Vikar begann munter.

„Foreman, wir haben Ihnen etwas ziemlich Unangenehmes zu sagen. Sie sind seit vielen Jahren hier, und ich glaube, Seine Lordschaft und der Herr General sind sich mit mir darin einig, daß Sie die Pflichten Ihres Amtes stets zur allgemeinen Zufriedenheit erfüllt haben."

Die beiden Kirchenvorsteher nickten.

„Aber vor ein paar Tagen ist mir ein merkwürdiger Umstand zur Kenntnis gekommen. Ich entdeckte zu meinem Erstaunen, daß Sie weder lesen noch schreiben können."

Das Gesicht des Kirchendieners verriet keine Spur von Verlegenheit.

„Der letzte Vikar wußte das, Sir", antwortete er. „Er meinte, es habe nichts zu sagen. Er fand immer, es gäbe viel zu viel Bildung auf der Welt, für seinen Geschmack."

„Das ist das Unglaublichste, was mir je vorgekommen ist", rief der General. „Stimmt es tatsächlich, daß Sie sechzehn Jahre Kirchendiener gewesen sind und niemals lesen und schreiben lernten?"

„Ich trat mit zwölf Jahren meinen ersten Dienst an, Sir. Die Köchin in jedem Hause versuchte, es mir beizubringen, aber ich scheine kein Talent dafür zu haben, und dann hatte ich eigentlich nie so recht Zeit. Es hat mir aber nie wirklich gefehlt. So viele Leute vertrödeln ihre kostbare Zeit mit Lesen, wenn es nützlichere Dinge zu tun gäbe."

„Aber haben Sie nie das Bedürfnis, die Zeitung zu lesen? Wollen Sie nie einen Brief schreiben?"

„Nein, Mylord, es geht auch so. Und in den letzten Jahren, seitdem es so viele Bilder in den Zeitungen gibt, kann ich mir ganz gut zusammenreimen, was vorgeht. Meine Frau ist sehr gebildet, und wenn ich einen Brief zu schreiben habe, schreibt sie ihn für mich."

Die beiden Kirchenvorsteher warfen dem Vikar bekümmerte Blicke zu und schauten dann auf den Tisch hinunter.

„Nun, Foreman, ich habe die Sache mit den Herren besprochen, und wir sind uns völlig einig, daß es so nicht weitergehen kann."

Albert Edwards schmales, farbloses Gesicht rötete sich, und er trat verlegen von einem Fuß auf den andern — aber er gab keine Antwort.

„Verstehen Sie mich richtig, Foreman, ich habe keine Klage gegen Sie zu führen. Sie arbeiten sehr brav; ich habe die höchste Meinung von Ihrem Charakter und Ihren Fähigkeiten. Aber wir können nicht riskieren, daß Ihre beklagenswerte Unkenntnis unliebsame Situationen heraufbeschwört."

„Könnten Sie es denn nicht lernen, Foreman?" fragte der General.

„Nein, Sir, ich fürchte, nein. Es ist zu spät. Man wird nicht jünger, und wenn es mir schon als Knirps nicht gelungen ist, die Buchstaben in meinen Kopf hineinzukriegen, so habe ich jetzt noch viel weniger Aussicht."

„Wir wollen nicht hart gegen Sie sein, Foreman", sagte der Vikar. „Aber die Herren Kirchenvorsteher und ich haben einen festen Entschluß gefaßt. Wir wollen Ihnen drei Monate Zeit lassen. Wenn Sie nach Ablauf dieser Frist nicht Lesen und Schreiben gelernt haben, wird leider nichts anderes übrigbleiben, als daß Sie gehen."

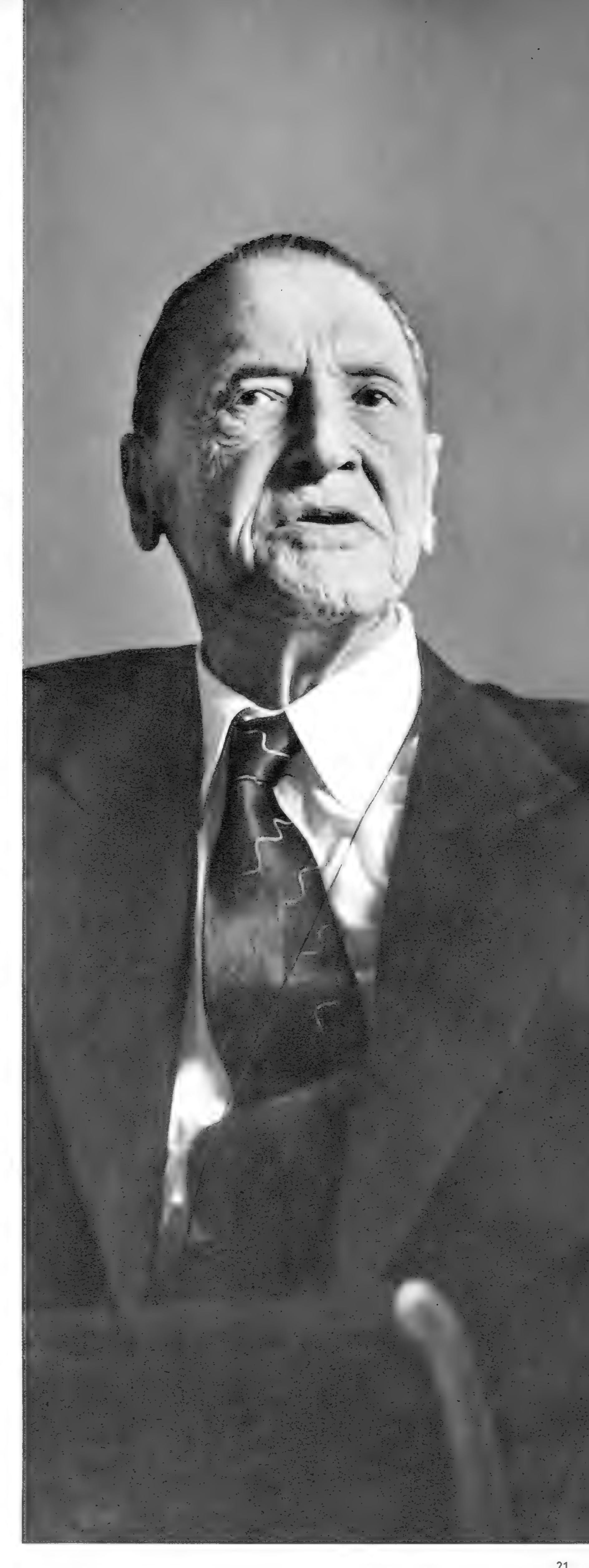
Albert Edward hatte den neuen Vikar nie gemocht. Er hatte von allem Anfang an gefunden, daß es ein Fehlgriff gewesen war, ihm gerade St. Peter zuzuweisen. Er war nicht der Mann für eine vornehme Gemeinde. Und nun straffte er den Rücken. Er kannte seinen Wert und würde sich nicht demütigen lassen.

„Ich bedaure, Sir, aber es hat keinen Zweck. Ich bin zu alt, um neue Kunststücke zu lernen. Ich habe so viele Jahre gelebt, ohne Lesen und Schreiben zu können, und ohne mich rühmen zu wollen — Eigenlob liegt mir fern — kann ich doch sagen, daß ich stets meine Pflicht erfüllt habe an dem Platz, an den es Gott gefallen hat, mich zu stellen. Und selbst wenn ich es heute noch lernen könnte — ich weiß nicht, ob ich es tun würde."

„Wenn es sich so verhält, Foreman, werden Sie leider gehen müssen."

„Jawohl, Sir, selbstverständlich. Ich werde glücklich sein, zurückzutreten, sobald Sie einen Ersatz gefunden haben."

Aber als Albert Edward mit seiner gewohnten Höflichkeit die Kirchentür hinter dem Vikar und den beiden Kirchenvorstehern geschlossen hatte, konnte er den Schein von Würde, mit dem er den Schlag hingenommen hatte, nicht länger aufrechterhalten, und seine Lippen zitterten. Er ging langsam in die Sakristei zurück und hing seinen Talar an den dafür bestimmten Haken. Er seufzte, als er an all die großartigen Begräbnisse und smarten Hochzeiten dachte, die er miterlebt hatte. Nachdem alles aufgeräumt war, zog er seinen Rock an, ging durch das Schiff und schloß die Kirchentür hinter sich zu. Er schlenderte über den Vorplatz, aber tief in seinen traurigen Gedanken nahm er nicht den Weg, der ihn nach seiner Behausung führte, wo eine schöne, starke Tasse Tee seiner wartete, sondern bog in eine falsche Straße ein. Er ging langsam. Sein Herz war schwer. Er wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Der Gedanke, wieder Diener zu werden, lockte ihn nicht; nachdem er so viele Jahre sein eigener Herr gewesen war — denn der Vikar und die Kirchenvorsteher mochten sagen, was sie wollten, er war es gewesen, der St. Peter, Neville Square, geleitet hatte, konnte er sich kaum so tief sinken lassen, wieder eine Dienerstelle anzunehmen. Er hatte sich eine hübsche Summe erspart, aber nicht genug, um, ohne etwas zu tun, davon leben zu können, und das Leben wurde immer teurer. Er hätte es nie für möglich gehalten, daß noch einmal derartige Fragen für ihn auftauchen könnten. Die Kirchendiener von St. Peter blieben, wie die Päpste in Rom, lebenslänglich in ihrem Amt. Oft hatte er sich die freundlichen Worte der Würdigung ausgemalt, die der Vikar ihm in seiner Abendpredigt am ersten Sonntag nach seinem Tode würde zuteil werden lassen, wenn er vor der Gemeinde der langen, treuen Dienste und des vorbildlichen Charakters seines verstorbenen Kirchendieners, Albert Edward Foreman, gedachte. Er seufzte tief. Albert Edward war Nichtraucher und Antialkoholiker, aber mit einer gewissen Weitherzigkeit; das heißt, er trank gerne ein Glas Bier zum Mittagessen und gönnte sich, wenn er müde war, zuweilen eine Zigarette. Es fiel ihm ein, daß es ihn vielleicht auch jetzt trösten könnte zu rauchen, und er sah sich nach einem Laden um, in dem er





ÜBER 400 LESERBRIEFE AUS ALLER WELT ERHÄLT DER DICHTER WÖCHENTLICH. ALLE BEANTWORTET ER SELBST

Somerset Maugham

Fortsetzung

ein Paket Zigaretten erstehen konnte. Er fand keinen und ging ein Stückchen weiter. Es war eine lange Straße...

„Das ist doch merkwürdig", murmelte Albert Edward.

Um sich zu vergewissern, ging er noch einmal die Straße hinauf. Nein, es verhielt sich wirklich so. Er blieb stehen und schaute nachdenklich um sich. „Ich kann nicht der einzige Mensch sein", sagte er, „der diese Straße hinaufgeht und eine Zigarette haben möchte. Es müßte doch ein ganz gutes Geschäft sein, hier einen kleinen Laden aufzumachen..."

Er schlug sich mit der Hand an den Kopf. „Das ist eine Idee!" rief er aus.

Er drehte sich um, ging nach Hause und trank seinen Tee.

„Du bist so still heute, Albert", bemerkte seine Frau.

„Ich denke nach", sagte er zerstreut.

Er überlegte sich die Sache von allen Seiten, und am nächsten Tage ging er wieder durch die Straße und hatte das Glück, einen kleinen Laden zu finden, der seinen Vorstellungen genau entsprach. Vierundzwanzig Stunden später hatte er ihn gemietet, und als er einen Monat darauf St. Peter, Neville Square, für immer verließ, etablierte sich Albert Edward Foreman als Tabak- und Zeitungshändler. Seine Frau meinte, es wäre ein furchtbarer Abstieg, nachdem man Kirchendiener in St. Peter gewesen, aber er antwortete, man müßte mit der Zeit gehen, die Kirche sei nicht mehr, was sie gewesen, und von nun an wollte er es so halten, daß er dem Kaiser gebe, was des Kaisers sei. Albert Edward hatte sehr viel Erfolg. Er machte so gute Geschäfte, daß ihm nach einem Jahr einfiel, man könnte noch einen zweiten Laden dazunehmen.

Er suchte wieder nach einer langen Straße, in der es noch kein Tabakgeschäft gab, und als er sie gefunden hatte, mietete er einen Laden und richtete ihn ein. Auch mit diesem hatte er Glück. Dann überlegte er, daß man ebensogut ein halbes Dutzend Läden einrichten könnte, und so fing er an, London zu durchstreifen, und wo er eine lange Straße fand, in der es keinen Tabakhändler, aber einen Laden zu vermieten gab, errichtete er ein Geschäft. Im Laufe von zehn Jahren hatte er nicht weniger als zehn Läden und schaufelte Geld mit Scheffeln. Jeden Montag machte er die Runde und holte die Wocheneinnahmen ab, um sie dann auf die Bank zu tragen.

Eines Morgens nun, als er am Schalter erschien, um ein Bündel Banknoten einzuzahlen, teilte ihm der Kassierer mit, daß der Direktor ihn zu sprechen wünsche. Er wurde in ein Büro geführt, und der Direktor schüttelte ihm die Hand.

„Mr. Foreman, ich wollte mit Ihnen über das Geld sprechen, das Sie bei uns liegen haben. Wissen Sie genau, wieviel es ist?"

„Nicht auf das Pfund genau, Sir."

„Nun, Ihre heutige Einzahlung nicht eingerechnet, sind es etwas über dreißigtausend Pfund. Das ist eine sehr hohe Summe für eine Bankeinlage, und ich dächte, es wäre vorteilhaft für Sie, wenn Sie es in Papieren anlegen würden."

„Ich möchte kein Risiko eingehen. In der Bank liegt es sicher."

„Sie brauchen nicht die geringste Sorge zu haben. Wir werden Ihnen eine Liste vollkommen sicherer Investierungsmöglichkeiten herausschreiben. Sie können sich damit einen viel höheren Zinsfuß sichern, als wir Ihnen geben können."

Ein Ausdruck von Ratlosigkeit malte sich auf Mr. Foremans vornehmem Gesicht. „Ich habe nie etwas mit Aktien oder Papieren zu tun gehabt und müßte die Sache völlig Ihnen überlassen."

Der Direktor lächelte. „Wir werden gerne alles für Sie erledigen. Sie haben nichts weiter zu tun, als die Übertragungen zu unterschreiben." „Das könnte ich schon", meinte Albert unsicher. „Aber wie würde ich wissen, w a s ich unterschreibe?"

„Ich nehme an, daß Sie lesen können", antwortete der Direktor etwas gereizt.

Mr. Foreman blickte ihn mit einem entwaffnenden Lächeln an.

„Das ist es ja, Sir. Ich kann nicht lesen. Ich weiß, daß es Ihnen komisch vorkommen wird, aber es ist so. Ich kann weder lesen noch schreiben, bloß meinen Namen, und das habe ich erst gelernt, als ich Geschäftsmann wurde."

Der Direktor war dermaßen überrascht, daß er vom Stuhl aufsprang.

„Das ist doch nicht Ihr Ernst?"

„Sehen Sie, ich hatte nie so richtig Gelegenheit, es zu lernen, bis es zu spät war. Und dann wollte ich einfach nicht mehr — es war eine Art Verstocktheit."

Der Direktor starrte ihn an, als wäre er ein prähistorisches Ungeheuer.

„Sie behaupten also, daß Sie dieses bedeutende Geschäftsunternehmen aufgebaut und ein Vermögen von dreißigtausend Pfund erworben haben, ohne Lesen und Schreiben zu können? Guter Gott, Mann, was wären Sie heute, wenn Sie auch das noch gekonnt hätten?"

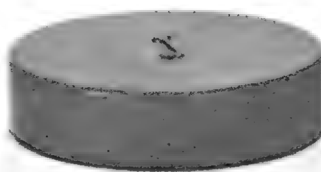
„Das kann ich Ihnen sagen, Sir", antwortete Mr. Foreman, ein kleines Lächeln auf seinem aristokratischen Gesicht. „Ich wäre heute Kirchendiener von St. Peter, Neville Square."

UMGEBEN VON MANUSKRIPTEN, PICASSO-GEMÄLDEN UND BÜCHERN LEBT DER GASTFREUNDLICHE DICHTER IN SEINER VILLA AN DER RIVIERA







Schönheit aus tausend 

Blüten . . .

Honey Mask

Honig Maske mit Gelée Royale

Juvena

Paris Zürich Rom

Gelée Royale, dieses geheimnisvollste aller Produkte des Bienenstaates, ist die Spezialnahrung der Bienenkönigin. Diese lebt 10mal länger als die anderen Bienen und bleibt bis zum Ende von unübertroffener Fruchtbarkeit und Regenerationsfähigkeit.

Kein Wunder, dass die Entdekkung dieses Jugendelixiers in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregte. Bei den an über 1000 Frauen mit einem Präparat aus Gelée Royale und Honig durchgeführten Testen wurden verblüffende Resultate erzielt. Nach einer Behandlung von 15 bis 20 Minuten hatte der Teint seine verlorene Frische und Elastizität wiedergewonnen, die Haut erschien um Jahre verjüngt. Das sensationelle Präparat ist jetzt in Deutschland unter der Bezeichnung Juvena «Honey Mask» in mit dem Juvena-Schild gekennzeichneten Fachgeschäften erhältlich.

Packung für 7 Behandlungen

Ein Bummel durch Stockholm



– wer denkt da nicht gleich an lockende Schaufenster, elegante Hotels, den Hauch der großen Welt und natürlich ... an gepflegte Frauen. Mitten im Leben steht die Schwedin von heute. Immer wird ihre unauffällige Eleganz, ihre gute Figur Bewunderung erregen. Das Geheimnis ihrer Figur heißt „Felina".

Und Sie, gnädige Frau?

Natürlich – Sie wissen es schon längst:

Felina formt vollendet!



felina **-Kerima** AT(351B) trägerloses Modell, sicher und bequem im Tragen, aus Atlas mit Webspitze, breites Rückenteil aus Ripsgummi. (lachs, weiß, schwarz, Größen 3–7) **DM 9.90**

felina **-Kerima** PE, dasselbe Modell aus duftigem PERLON. **DM 12.90**

felina **-Safina** (3358 C), besonders eleganter Atlas-Hüftformer mit Elastinova-Gummi-Einsätzen und verstärkter, abgesteppter Gesäßpartie. (lachs, schwarz, Weiten 68-96) **DM 18.90**

Frauen in über 50 Ländern tragen Felina. Bitte fordern Sie kostenlos den reizvollen Modell-Prospekt von Felina - Miederfabrik - MannheimG5 **GUTSCHEIN**

WALTER RILLA BERICHTET AUS LONDON:

Othello, ein russischer Geiger und die sechs Raben vom Tower

Theater, Musik, Film, bildende Kunst — es waren interessante Wochen in London, diese letzten Wochen von Mitte Februar bis Ende März (die natürlich, nach den vorangegangenen Kälterekorden, nun gleich auch einen Hitze- oder immerhin Wärmerekord brachten: den wärmsten 3. März in der Wettergeschichte Londons seit 1875). Auf der Bühne gab es, im Arts Theater, einen neuen Anouilh, den „Toreador-Walzer" — darüber weiter unten mehr, im Zusammenhang mit einer anderen theatralischen Darbietung. Zuerst möchte ich von einem interessanten Experiment berichten, dem man im Old Vic Theater gegenwärtig beiwohnen kann, einer Neueinstudierung des „Othello", in der die beiden Darsteller des Othello und Jago in ihren Rollen alternieren: der Othello von heute abend ist morgen Jago, und umgekehrt.

Dieser Rollentausch im gleichen Stück ist nichts Neues in England, Kean und andere große Schauspieler der Vergangenheit haben es im vorigen Jahrhundert getan, und ich erinnere mich der Aufführungen von „Romeo und Julia" vor etwa zehn Jahren, in denen John Gielgud und Laurence Olivier abwechselnd Romeo und Mercutio spielten. In Deutschland hat es, meines Wissens, dergleichen nicht gegeben, wie ja überhaupt im deutschen Theater die „Fach"-Einteilung (Heldenvater, jugendlicher Held und Liebhaber, Charakterspieler usw.) viel schärfer umrissen ist als im englischen. Das Experiment im Old Vic war interessant aus zwei Gründen — abgesehen von dem sensationellen Reiz, den es auf das Publikum hat, wenn es erlebt, wie zwei Schauspieler zwei so schwierige Rollen zur gleichen Zeit technisch bewältigen und von einem Abend zum andern sich vom einen in den andern, diametral entgegengesetzten Charakter verwandeln: es brachte zwei fesselnde, in der Auffassung ganz verschiedenartige Studien des Jago hervor, und zwei nur halb geglückte Othellos.

Aber ist der Othello überhaupt darstellbar, überzeugend und ohne lächerlich und unmöglich zu wirken? Es ist ein altes Axiom, daß Othello ein Mann von gewaltigem Wuchs und machtvoller Erscheinung sein muß, mit einer Orgelstimme, mit der Naivität und Hilflosigkeit eines Kindes, der poetischen Seele eines Dichters, der romantischen Hingabe und Zartheit des großen Liebenden und mit dem Temperament eines wilden Tieres, das in der Vernichtungswut seines blinden Instinktes untergeht, wenn seine Welt, an die es geglaubt hat, zusammenbricht. Die beiden jungen Schauspieler des Old Vic hatten nichts von den physischen Voraussetzungen, die zu dieser Auffassung gehören, und machten keinen Versuch, im Seeli-

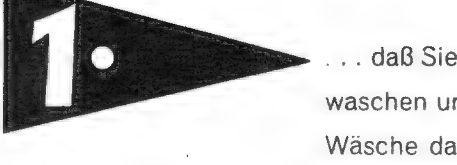
Fortsetzung Seite 26



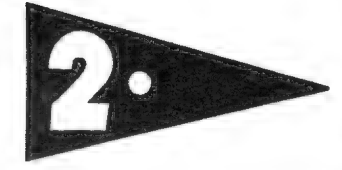
Viel Lärm, wenig Erfolg: Orson Welles' „Othello"-Film


Der richtige Weg!
Lieber leichter, lieber Mercedes
BATSCHARI
MERCEDES
REIN ORIENT
A B C
50 CIGARETTEN
Der **MERCEDES** *Charakter*
wird bestimmt durch die Eigenart der Mischung. Nur erlesene Orient-Tabake werden für die „Mercedes" verwendet, darum ist sie nicht nur leicht, sondern zugleich hocharomatisch.
Diese Vorzüge machen sie zu einer feinen
– Charakter-Zigarette –
50 Zigaretten in Geschenkpackung 5.– DM

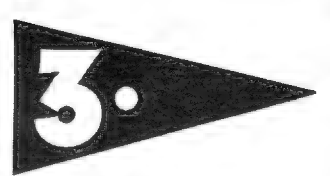
. . . Was können Sie von einer modernen Waschmaschine verlangen?



. . . daß Sie die Wäsche einweichen, kochen, waschen und spülen können, ohne daß die Wäsche dazwischen in die Hand oder Wäschezange genommen werden muß.



. . . daß bei dieser Arbeit kein Wasser nach außen kommt und deshalb auch die Umgebung der Waschmaschine trocken bleibt.



. . . daß für 1 kg Trockenwäsche nur ca. 6 Liter Wasser bzw. Lauge je Waschgang benötigt werden, was größtmögliche Sparsamkeit bedeutet.

Und welche Waschmaschine erfüllt diese Forderungen?

. . . selbstverständlich eine





INTIMA-WASCHBÜFETT

enthält Waschmaschine und Schleuder.

Eine komplette Wäscherei in Kleinschrankform für das Waschen in Küche und Bad. Eingebaute Hochleistungszentrifuge mit dem „optimalen Trockeneffekt".

Breite, Tiefe, Höhe ca. 100×50×85 cm. Fassungsvermögen: 8 Pfund Trockenwäsche. Eingerichtet für Anschluß an Kalt- und Warmwasser, Elektrovollheizung 4 kW DM **1.150.—** Auch auf 18 Monatsraten!

Ausführliche Einzelprospekte und Sammelprospekt mit Bezugsnachweis erhalten Sie gerne kostenlos von

HERMANN ZANKER KG. TÜBINGEN-WEST 48 A



Othello Orson Welles und sein Filmensemble

schen dem traditionellen Bilde zu entsprechen. Richard Burton (Sie kennen ihn vielleicht als Filmstar — er macht jedes Jahr einen großen Film in Hollywood, um dann den Rest des Jahres in London oder Stratford-on-Avon Theater zu spielen) gab einen zurückhaltenden, gehemmten, verschlossenen Mohr, mit unbewegtem Gesicht, hinter dem sich die Angst versteckt, sich gehenzulassen, weil sonst „das Chaos wiederkehrt"; wenn dann das Chaos doch kommt und er in Raserei ausbricht, wirkt es in seiner Darstellung nicht elementar, sondern aufgesetzt, erzwungen und unbegreiflich in einem Manne von so praktischem Menschenverstand. Eine im ganzen sehr realistische, doch nicht überzeugende, unvollständige Deutung Othellos, in der die Sprachmusik Shakespeares bewußt, um der realistischen Wirkung willen, vernachlässigt wird. Diese Sprachmusik — und sie gehört, in Othellos großen Reden und Monologen, zum Glorreichsten, das Shakespeare gemacht hat — klingt durch in der Darstellung von John Neville, dessen Mohr, ein Mann von Welt, ein Herr, voll Zartheit und tiefer Zärtlichkeit für Desdemona, an seiner Liebe zugrunde geht, die für ihn seine ganze Welt war. Sein Jago hingegen, am nächsten Abend, war die vollkommen naturalistisch durchdachte Studie eines verdorbenen Großstadtlümmels, ein Geschöpf der Gosse, gemein und widerlich, infam und abstoßend mit seinen krampfhaft zuckenden Armen und Lippen. Im Gegensatz dazu macht wieder Richard Burton seinen Jago zu einem eleganten Kavalier, einem jungen Gentleman beinah, der mit einem überlegen charmanten, ironischen Lächeln seine teuflischen Intrigen verkleidet und nicht nur die Personen des Stückes, sondern fast auch die Zuschauer damit hinters Licht führt. Zwei hochinteressante Leistungen, aber keine von beiden konnte für mich die Erinnerung an den größten Jago auslöschen, den ich je gesehen habe — zum erstenmal, als ich noch auf der Prima des Fridericianums in Königsberg war: den aus allem Erdendreck und Höllenfeuer gebackenen, von seinem infernalischen Haß auf die Lichterscheinung des dunkelhäutigen Mohrs verzehrten Jago des unvergeßlichen deutschen Schauspielers Paul Wegener.

Aber es gab noch einen andern „Othello" in London, den „Othello"-Film von Orson Welles, der in einem großen Westend-Kino anlief, beim Publikum und den meisten Kritikern fürchterlich durchfiel und nach ein paar Tagen wieder abgesetzt wurde. Erstaunlich — denn es ist ein großartiger Film. Man darf dabei allerdings nicht an Oliviers „Richard III." denken, der dem Werke Shakespeares, wenn auch in einem anderen Medium, voll Treue dient. Von Shakespeare ist in Orson Welles' Film nicht viel übriggeblieben außer der nackten Handlung, den Namen und Charakteren der Personen, und der Text, Shakespeares unsterblicher Vers, ist höchst fragmentarisch. Und trotzdem ist es „Othello", superb übersetzt ins Filmische, mit herrlicher Kamera-Arbeit, ungeheuer lebendig in seiner fast barbarischen Renaissance-Wildheit, der erotischen und emotionellen Zügellosigkeit, und Orson Welles in der Titelrolle, ein Stier von einem Mann, herzzerreißend in seiner Gutgläubigkeit,

Fortsetzung Seite 28

Piano . . .





Lächelnd nimmt er
den Beifall der Menge
und entzieht sich
dem freundlich' Gedränge:

Er wird erwartet . . .

Draußen startet
von vielen bewundert
Isabella und er;
vor den Augen der hundert
sind Kunst und Können
glücklich vereint.

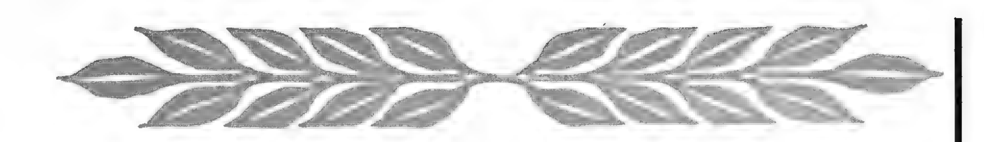
Jedem das Seine - Anspruchsvollen eine





One of Europe's most promising 1 $^1/_2$ Litres sedans is the Borgward Isabella from Germany. (aus "Road and Track")

BORGWARD



ALBERT SCHWEITZER-BUCHPREIS 1956



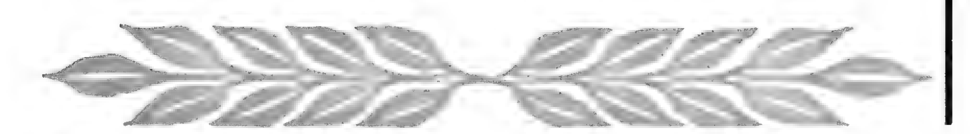
WALTER BAUER

DIE LANGEN REISEN

Fridtjof Nansens Abenteuer als arktischer Forscher waren der Anfang seiner Laufbahn: sie wurden zum Beginn seiner Größe. Sein unvergessenes Hilfswerk im verwirrten Europa nach dem Ersten Weltkrieg stellt sein selbstloses Menschentum dicht neben Albert Schweitzer. Von Sibirien bis Kleinasien leuchtete der Name Nansen als der eines Helfers und Freundes, in Armenien wurde er ebenso geliebt wie in Griechenland. „Kein einziges menschliches Wesen", sagte einmal ein englischer Staatsmann, „hat jemals durch seine eigenen Bemühungen menschliches Leid in der Welt in einem solchen Maße vermindert wie Fridtjof Nansen". Und so gilt das Buch von Walter Bauer „Die langen Reisen" dem Wirken eines der größten Humanisten und einem der edelsten Menschen, der unendlich viel für die Einheit des Menschengeschlechts getan hat. — Diese Nansen-Biographie, von einem erlesenen Preisrichtergremium mit dem ersten *Albert-Schweitzer-Preis* ausgezeichnet, ist ein Volksbuch im besten Sinne, um das Wirken und Kämpfen eines wahrhaft Großen in das Gedächtnis zurückzurufen in einem Augenblick, in dem das menschliche Beispiel der Hilfe und Freundschaft wieder so dringend gebraucht wird.

332 Seiten, 15 Kunstdruckbilder, Ganzleinen DM 12.80

KINDLER VERLAG MUNCHEN



zerschmetternd in seiner Raserei, und das Ganze, wie Shakespeare es erdachte: gewaltig, nobel und tragisch.

Um auf das Theater zurückzukommen: Anouilhs neues Stück „Der Toreador-Walzer", eine zum Brüllen komische und dabei eisig scharfe Komödie ist ein beißender Kommentar zu einem Zentralproblem der Existenz, der individuellen Einsamkeit des Menschenwesens und seiner Unfähigkeit, sich mitzuteilen. Die Situation des Stückes ist banal bis zum äußersten: ein alternder General, ein wüster Frauenjäger und Verführer seiner Dienstmädchen, behaftet mit einer Xanthippe von Ehefrau, die sich, um ihn vom Bett aus besser tyrannisieren zu können, eine Krankheit erfunden hat und von der sich scheiden zu lassen er nicht rücksichtslos genug ist, träumt Tag und Nacht von einem Mädchen, mit dem er vor siebzehn Jahren einmal getanzt und das er nicht besessen hat. Wenn das Mädchen schließlich überraschend wieder auftaucht, stellt es sich als ein ebensolcher Greuel heraus wie seine Frau und seine beiden mißgeratenen und mißgestalteten Töchter, die er nicht ohne Grauen anschauen kann. Er erkennt, daß man seine besten und tiefsten Gefühle nicht dadurch verderben soll, daß man versucht, sie mit anderen zu teilen, und sein alter Freund formuliert die Moral von der Geschichte: „Man darf nie versuchen, seinen Feind oder seine Frau zu verstehen. Man darf nie versuchen, irgend jemanden zu verstehen, denn daran stirbt man."



David Oistrach spielte in London

Es ist erstaunlich, mit welchem Raffinement Anouilh diese melancholisch-nihilistische Erkenntnis zum Thema und Stoff einer ausgelassen lustigen, fast farcenhaften Komödie gemacht hat, die in der ausgezeichneten Aufführung des Arts Theaters, mit Hugh Griffith als überwältigend komischem General, das Publikum allabendlich aus dem Lachen nicht herausbringt. Und es ist interessant, wie nahe dem Geist dieses Anouilh eine theatralische Darbietung ganz anderer Art steht, die unter dem Titel „Cranks" vor wenigen Tagen im St. Martins Theater ihre Premiere hatte. Das ist eine Art intimer Revue, und „Cranks" heißt auf deutsch „Die Verschrobenen" oder „Die Verrückten". Man könnte es eigentlich eher als eine Folge von Kabarettnummern bezeichnen, die in ihrer Stimmung, oder sagen wir Welteinstellung, innerlich zusammengehören und (vor einem surrealistischen Bühnenbild des Malers John Piper, mit überraschenden Beleuchtungseffekten) von nur vier Darstellern ohne Dialog virtuos gespielt werden, mit Pantomime, Tanz und Gesang und mit der brillanten Musik von John Addison, mit Texten von John Cranko, einem jungen Choreographen, der das Ganze erfunden, arrangiert und inszeniert hat. Es ist Satire, aber keine Satire auf zeitgenössische oder politische Ereignisse, sondern, wie bei Anouilh, auf die fundamentale Situation des Menschen in der Welt, seine Einsamkeit, die Hoffnungslosigkeit des Sich-nicht-verstehens, Sich-nicht-mitteilen-könnens — man könnte sich manchmal in eines der existentialistischen Nachtkabaretts von St. Germain-des-Prés versetzt glauben, wenn alles nicht gleichzeitig einen parodistischen Humor hätte, diesen typisch englischen sense of humour, mit dem es sich über sich selber lustig macht. Ein reizvoller Theaterabend von schlagendem Witz, intellektueller Schärfe und artistischer Vollendung.

Vollendet waren auch die wichtigsten musikalischen Darbietungen der letzten Wochen, die wir David Oistrach zu verdanken hat-

ten, dem großen russischen Virtuosen, der von der Kritik als einer der größten lebenden Geiger, wenn nicht der größte, gefeiert wurde. Er spielte, in einer ganzen Serie von Konzerten nicht nur die klassischen Meisterwerke, sondern brachte uns, als Erstaufführung in England, das neue Violinkonzert von Schostakowitsch. Ein tiefes, musikalisch faszinierendes Werk, ungewöhnlich in seiner Struktur, insofern sein Hauptsatz, der dritte, aus einer wunderbaren Passacaglia besteht, die den bei Instrumentalkonzerten sonst üblichen einleitenden Sonatensatz ersetzt. Statt dessen beginnt es mit einem dunklen, schwermütigen, langsamen Satz, wobei die Geigenkantilene über einem grollenden Baß im Orchester schwebt, gefolgt von einem lang ausgesponnenen Scherzo. Dann kommt die Passacaglia, mit der (einzigen) Kadenz, und schließlich ein übermütiges Moto Perpetuo in slawischem Rhythmus, das dem Solisten Gelegenheit gibt zu einem sprühenden Feuerwerk von unfaßlicher Virtuosität. Oistrachs Spiel, nicht nur in diesem ihm gewidmeten Werk seines Landsmannes, sondern in allem, was er uns bot, war von ebenso großer, unübertreffbarer technischer Meisterschaft wie von tiefer Musikalität, derart, daß der Musikkritiker der „Times" es zum Anlaß nahm, einen Artikel über „Virtuosität" und insbesondere den „musikalischen Virtuosen" zu schreiben, in dem er erklärte, bevor man Virtuosität als un- oder antimusikalisch ablehne, solle man überlegen, ob nicht darin auch ein wesentliches schöpferisches Element liege. „Als Oistrach", bemerkte er zur Erläuterung, „neulich in der Tartini-Sonate die Spannung der ungeheuerlichen Kadenz von Teufelstrillern in Doppelgriffen und Akkorden schuf, sie höher und höher schraubte, so daß man Angst bekam, die Geige könnte unter seinem Bogen auseinanderbrechen, produzierte er in Wahrheit einen Effekt von rein musikalischem Charakter. Sein Spiel und seine Interpretation erst verliehen dem banalen Durchschnittswerk des Komponisten Bedeutung."

Noch ein zweiter russischer Künstler machte einen sensationellen Eindruck bei seinem ersten Erscheinen hier: der junge Cellist Metschislaw Rostopowitsch, von dem man bisher noch nie gehört hatte. In der Wiedergabe von Dvořáks Cellokonzert rief seine





„DIANA“ mit Triumph IDEAL-KARO-TRÄGERBAND gegen Rollen und Einschneiden

DIANA-L (s. Abb.), das klassische Triumph-Modell, Bw.-Atlas, in modischer LONG LINE-Form DM **6.95**

DIANA-Modelle erhalten Sie auch mit kurzem und ohne Ansatz ab DM **2.95**

BRILLANT, der Hüfthalter für höchste Ansprüche an Material, Formkraft und Sitz. Broché-Verarbeitung mit Strickgummi und Lyraspirale DM **15.90**

BRILLANT S, dasselbe Modell mit Schnürung DM **15.90**

BRILLANT 505, B das Modell in besonders hoher Ausführung (s. Abb.) DM **20.75**

BRILLANT 405 BN, dasselbe Modell mit Schnürung DM **21.75**

technische Meisterschaft sowohl wie seine tiefbeseelte und originale musikalische Interpretation nichtendenden Beifall hervor, und am nächsten Tag begrüßte ihn die Kritik als einen würdigen Anwärter auf die Nachfolgeschaft von Casals.

In der Welt des Films — um noch einmal von ihr zu sprechen — gab es ein Ereignis, das vielleicht an sich nicht so wichtig war, sondern wichtig nur, weil es einen Schatten auf ein kommendes, wichtiges Ereignis vorauswarf, einen beglükkenden Schatten: Charlie Chaplin gab einen Presseempfang und kündigte den bevorstehenden Drehbeginn seines neuen Filmes an. Der Film „Ein König in New York“, sagte er, wolle nichts als die Leute lachen machen. Er werde vielleicht ein bißchen satirisch sein auf Kosten des gegenwärtigen Lebens, aber „ich bin kein Propagandist“. Sein Stoff? Seine Geschichte? „Ein König trifft in New York ein, ein König verläßt New York“. Und der König selbst? „Ein kleiner König, ein Ex-König. Ich glaube, alle kleinen Könige sind traurig“, aber dieser hier würde im wesentlichen ein unschuldiger, lieber und guter kleiner König sein. Die Idee dazu sei ihm in der Schweiz gekommen, wo er seit einigen Jahren sein Heim habe, weil es so viele Ex-Könige in der Schweiz gäbe, gar nicht zu reden von Ex-Komikern. Dieser spezielle kleine Ex-König werde wahrscheinlich einen kleinen, runden, steifen Hut tragen, „vom Balkan-Typ“, und einen eleganten kleinen Spazierstock. Er glaube, dies würde der komischste Film sein, den er je gemacht habe, jedenfalls: „Ich werde viel Spaß dabei haben“. Als ihn jemand fragte, ob die New Yorker Szenen in New York gedreht werden würden, lachte er und sagte: „Ich glaube, die würden mich skalpieren.“ Außer der britischen Hauptdarstellerin, Dawn Addams, die in Amerika gelebt habe und also den notwendigen Akzent haben würde für die Rolle einer rücksichtslosen amerikanischen Reklameagentin, habe er noch eine andere britische Schauspielerin, Shani Wallis, für die wichtige Kabarettszene engagiert.


„Ein König für New York“: Chaplin engagierte Dawn Addams

Ein neuer Chaplin-Film, ein neues Werk, eine neue Manifestation des einzigen Genies, das der Film bisher hervorgebracht hat — wir können uns wieder auf etwas freuen! Und viele unter uns werden es kaum erwarten können, bis sie auf der Leinwand den unschuldigen, lieben, guten kleinen Ex-König seinen kleinen, runden, steifen Hut, „Balkan-Typ“, zum Gruße werden lüften sehen.

Unter den Veranstaltungen der bildenden Künste ist am interessantesten eine Ausstellung von Schülern der Kunst-Erziehungsschule. Der Zweck der Ausstellung, die den Titel „Sehen lernen“ führt, ist es (in den Worten der Veranstalterin Olive Scott), die Resultate vorzulegen „von Versuchen, die Welt zu sehen mit Augen, die unbeeinflußt durch eine andere Kunst oder irgendeine andere akzeptierte Form künstlerischer Symbolik sind“. Ein erzieherisch vielleicht höchst lobenswertes Vorhaben, aber von vornherein zum Scheitern verurteilt, weil es so etwas wie ein unschuldiges Auge nicht gibt, und der zukünftige Maler, Kind noch oder Halbwüchsiger, sich um einen wichtigen Teil der möglichen Anregungen und der Inspiration bringt, wenn er darauf verzichtet, von den Vorbildern der Meister zu lernen. Und die Arbeiten der Schüler, von den Acht- und Zehnjährigen bis hinauf zu den fast schon erwachsenen Sechzehn- und Achtzehnjährigen, zeigen, daß keine graue Theorie imstande ist, den natürlichen Charme und die künstlerische Unbefangenheit von Talenten zu zerstören, die so unwiderstehlich zum Lichte drängen wie die ersten Frühlingsblumen im Aprilwind.

Zum Schluß noch zwei schöne kleine Geschichtchen: die erste zur Illustrierung des alten Spruches, daß das Leben oft seltsamer ist als alle Dichtung oder zum mindesten nicht weniger seltsam. In einem Westend-Theater läuft seit Monaten eine erfolgreiche amerikanische Komödie, „Der bemerkenswerte Mr. Pennypacker". Mr. Pennypacker ist ein liebender Ehemann und guter Vater, der irgendwo in Amerika zwei getrennte Familien sein eigen nennt, nur wenige Meilen voneinander entfernt. Und nun gibt es einen englischen Mr. Leigh, der ebenfalls ein untadelig braver Ehemann und Vater ist und fünf Meilen voneinander entfernt, in Ancoats und in Chorlton-cum-Hardy, zwei kinderreiche Familien unterhalten hat. Im Stück wie im Leben kam die ganze Geschichte an den Tag, weil ein Kind von der einen Frau sich in eine Affäre mit einem Kind der anderen Frau verwickelte. Im Stück nimmt alles ein glückliches Ende, aber das wirkliche Leben ist unglücklicher und grausamer: Mr. Leigh wurde auf 18 Monate ins Gefängnis gesteckt. Ein Glück, daß er nicht in den Tower geworfen wurde, sonst hätten ihn womöglich die Raben —

Aber ich will die Rabengeschichte richtig erzählen. Auf dem Rasen im Tower von London, dieser Festung, aus der die große Stadt London sich entwickelt hat, wurde kürzlich ein siebenjähriges Mädchen von einem Raben angegriffen. Der Vogel pickte das Kind viermal am Bein, bevor er von Spielkameraden verscheucht wurde. Ein Sanitäter in der Wachstube erklärte: „Wahrscheinlich wußte das Mädchen nicht, daß der Rabe nicht fliegen konnte — seine Flügel sind gestutzt — und hielt es für das beste, stillzusitzen und um Hilfe zu schreien". Raben? Mit gestutzten Flügeln? Im Zentrum von London? Natürlich! Diese Raben, „grausig, grimm und uralt" (frei nach E. A. Poe), sechs an der Zahl, gehören offiziell zur Besatzung des Towers und leben in den alten Ahornbäumen. Sie haben einen Wächter, der nur zu ihrer Bewachung und Pflege da ist, und beziehen ein wöchentliches Gehalt von zweieinhalb Schilling pro Kopf, das für Nahrung und Futter verwandt wird. Nach der Legende wird die Festung nicht fallen noch England zugrunde gehen, solange die sechs Raben mit den Namen Cora, Corax, Charles, Garvil, Gun und Cronk da sind ...

Wündrich-Meißen



5 Schlankheitstips kostenlos

Die neue Mantelmode ist leicht und beschwingt — und von einer frühlingshaft anmutenden Eleganz — besonders in den neuen duftig-leichten Valmeline-Changeant-Geweben (Qual. CHL) in völlig neuen Doppelfarbeneffekten wie rosenquarz, libelle, gardasee, helio. Besonderes Merkmal der neuen Mode: Die Linie ist gestreckt, die Trägerin erscheint groß und schlank. Die Schultern wurden schmaler und fraulicher, auch der Kragen ist schmaler und weicher in der Form.
Fragen Sie nach den neuen Valmeline-Modellen in den guten Spezialgeschäften und in den gepflegten Mantelabteilungen.

Gutschein (bitte ausschneiden und einsenden)

Farbige Abbildungen der neuen, schlankmachenden und damenhaften Valmeline-Modelle »Sonny«, »Marcella«, »Astrid«, »Viola« und »Yvonne« interessieren mich. (An Valmeline, Fulda, Abt. 11 c)

Name ....

Ort .... Straße ....

(bitte Blockschrift)

Ahaa-auch UHU-Line



Ein Zeuge nur im Oberhemd?
Der Anblick scheint dem Richter fremd.
Doch plötzlich lacht er vom Podest,
denn blitzschnell steht sein Urteil fest:
„Ahaa - auch UHU-Line !"
„Wie bitte?" fragt der Zeuge bloß.
Der Richter ruft: „So faltenlos
sitzt mein Hemd auch, so herrlich glatt,
fein, daß man UHU-Line hat!"
Ahaa - auch UHU-Line !

*) die bei allen Hausfrauen so beliebte gewebefreundliche, elastische und zugleich schmutzabweisende Wäschesteife. Schon ein Teelöffel voll wirkt Wunder.



La 211

UHU-WERK H. u. M. FISCHER BÜHL/BADEN

MANFRED GEORGE BERICHTET AUS NEW YORK:

Mackie-Messer-Balladen als Schlager und Gespensternächte bei Hitchcock

Eine der erfolgreichsten Karrieren ist in diesen Tagen zu Ende gegangen: Hattie Carnegie, die jahrzehntelang die amerikanische Mode beherrscht und mehrere Generationen der sogenannten „großen Gesellschaft" ausgestattet hat, ist, fast siebzig Jahre alt, gestorben. Ihr Leben war eines aus dem Bilderbuch der Erfolgsgeschichten, wie sie zwar auch in den Vereinigten Staaten immer seltener werden, aber immerhin noch möglich sind. Niemals hätte die kleine Henriette Kannengießer, ein schmales, unansehnliches Mädelchen aus einer kinderreichen Einwandererfamilie aus Wien, es sich träumen lassen, daß sie als Inhaberin eines Acht-Millionen-Dollar-Geschäfts eine der Kommandohöhen der amerikanischen Mode einnehmen würde. Sie gehörte zu jenen zähen, drahtigen, keine Arbeitsmüdigkeit kennenden Typen, die ihre Sehnsucht nach dem Erfolg mit einer ungeheuren Willenskraft vereinten. Hattie begann als Ladengehilfin in einem Warenhaus. Sie schleppte Kleiderbündel von einer Etage zur anderen, bis sie eines Tages genug hatte, sich den Namen Carnegie zulegte und mit einer befreundeten Näherin einen kleinen Laden aufmachte. Einige Jahrzehnte später war sie ein großer Name in der Haute Couture, und die Meister in der hektischen und snobistischen Welt der Pariser Salons beugten sich vor ihr als der Gesandtin der amerikanischen Mode, die den französischen Stil für den amerikanischen Geschmack umdichtete. Ihre Modeschöpfungen kosteten bis zu 5000 Dollar, und die vornehmen Damen der New Yorker Gesellschaft hatten ihre eigenen Modellpuppen in den Lagerräumen Hatties. Es war ein gespenstisches Museum, in dem an den starken oder winzigen Busen der „dummies" Visitenkarten mit den Namen Vanderbilt, Astor, Hearst usw. prangten. Die Puppen wurden alljährlich nach den neuen Maßen ihrer Originale geändert. Später ging dann Hattie aber auch ins große, populäre Geschäft über. Als nach der großen Depression der Markt für Kunden, die 22 000 Dollar jährlich à conto für ihre Garderobe deponiert hatten, schlecht wurde, fabrizierte Hattie ihre berühmten „kleinen Carnegie-Kleider", die alle den international bekannten „Carnegie Look" propagierten.

Das amerikanische Fernsehen treibt bisweilen seltsame Blüten. Es ist unter anderem auch ein glänzendes Mittel zur Propaganda religiöser Ideen. Populäre Evangelisten oder katholische Kampfprediger, wie der volkstümliche Bischof Shean, haben, wenn sie sprechen, eine Hörerschaft, von der sie sich bisher nichts träumen ließen. Ihre Popularität wird ihnen freilich neuerdings streitig gemacht von einem sogenannten „Heiler", dem Rev. Oral Roberts, der aus einem Riesenzelt in Tulsa (Oklahoma) sendet und über mehr als 400 Fernseh- und Radiostationen der USA vernommen wird. Bruder Roberts gehört zu den in Amerika nicht seltenen Evangelisten und Wunderdoktoren zugleich, die durch die Lande ziehen und die „Heilung durch den Glauben" predigen. Nun ist heute in Laien- wie in medizinischen Kreisen der Heilfaktor, der in intensiver Glaubenkraft enthalten ist, wohl bekannt. Aber was „Bruder Roberts" da tut, ist den Ärzten und auch weiten Kreisen des Publikums jetzt doch etwas „über die Hutschnur" gegangen. Roberts, der gewöhnlich vor vier- bis fünftausend Zuhörern spricht, zeigt gleichzeitig im Fernsehen, wie er lahme



Hattie Carnegie: Modekönigin bei der Zollkontrolle

Kinder, stotternde Greise und schwerhörige Frauen durch ein Gebet und einen jähen Schlag auf das kranke Organ „heilt". Die Fülle der Menschen, die aus allen Teilen der Staaten zu ihm strömen, ist groß. Irgendeine Kontrolle der Fälle, vor allem eine Kontrolle, ob die sichtbaren Schockwirkungen, die im Bild sekundenlang sichtbar werden, auch anhalten und ob sich da nicht möglicherweise auch Täuschungen und Vortäuschungen in der dunstigen Hitze des von einem Massenfanatismus erfüllten Zeltes abspielen, ist natürlich nicht möglich. Auf jeden Fall hat man an maßgebender Stelle wohl endlich die Gefahr erkannt, die ein solcher Mißbrauch des Fernsehens mit sich bringen kann. Allerdings sind die Zeitungen, die dagegen geschrieben haben, fast unter der Flut der wütenden Briefe der Anhänger des Reverend Roberts, der wöchentlich ungefähr 20 000 Dollar als freiwillige Spenden zum Kauf der Radiozeit usw. erhält, erstickt.

Aber zum Theater: 28 Jahre nachdem die „Dreigroschenoper" im Berliner Theater am Schiffbauerdamm aus der Taufe gehoben wurde, ist ihr Eröffnungs-Song der große Schlager in New York geworden. Unaufhörlich tönt Kurt Weills Ballade von Mackie Messer aus allen Radios, und jeder Autodroschken-Chauffeur pfeift sie vor sich hin. Überhaupt ist die Popularität des Komponisten heute außerordentlich, und das Lenya-Schallplattenalbum „Berlin Theatre" ist ständig ausverkauft — eine späte Genugtuung für die unverwüstliche Lotte Lenya, die Witwe des Komponisten, und für das Theaterleben in Greenwich Village. Hier ist nicht nur in dieser Saison Brecht ein Schlager geworden — in San Francisco wurde übrigens soeben seine „Mutter Courage" zum erstenmal in USA gegeben —, sondern die kleinen Bühnen haben den europäischen Theaterschatz, der im offiziellen Broadway-Bezirk verstaubt, zu neuem Glanz aufgeputzt. Wenn man durch die winkeligen Straßen dieses Distrikts wandert, so trifft man überall auf kleine und kleinste Bühnen, die klassische Werke des Repertoirs der alten Welt zeigen: „Rosmersholm", „Miß Julie" und „Die Stärkere", beide Stücke neu und (im Strindbergschen Sinne nicht sehr glück-



Neuheit: Der »Bein-Gesichts-Strumpf«

Wonach sieht der Mann bei einer Frau zuerst: nach dem Gesicht oder nach den Beinen? Zur Klärung dieser Frage wurden in letzter Zeit interessante Untersuchungen durchgeführt. 28 von 100 Männern sahen zuerst in das Gesicht, 25 sahen zuerst auf die Beine. Was ergibt sich daraus? Erstens: Ihre Beine müssen genau so sorgfältig gepflegt werden wie Ihr Gesicht. Dafür gibt Ihnen Elbeo neue Anregungen im neuen Elbeo-Prospekt »Blickpunkt: Gesicht + Bein«, den Sie gegen Einsendung anhängenden Coupons oder auch durch Anforderung auf einer Postkarte kostenlos erhalten. Zweitens: Ein nur durchschnittlicher oder minderwertiger Strumpf genügt nicht für einen hervorragend gepflegten Eindruck Ihrer Beine. Sie brauchen einen besonders kostbaren Strumpf, der durch sein elegantes Aussehen Ihr Bein aus der Masse der anderen Beine heraushebt. Drittens: Sie müssen Bescheid wissen über die kosmetischen Wechselbeziehungen zwischen Gesicht und Bein! – Über all diese Fragen unterrichtet Sie der neue Elbeo-Prospekt: »Blickpunkt: Gesicht + Bein«, den Sie gegen Einsendung des anhängenden Gutscheins kostenlos erhalten.

Hörten Sie schon vom Elbeo-Dreiklang? Elbeo-Ultra, ultrafein im Faden, ultrafein in der Masche, ein Luxusstrumpf für festliche Gelegenheiten und höchste Ansprüche an modische Eleganz – 7.90 DM. Elbeo-Diadem, fein in der Masche, mittelfein im Faden, ein zuverlässiger Strumpf für Kostüm und Reise, er vereint Schönheit mit hohem Gebrauchswert – 6.90 DM. Elbeo-Karat, modisch dünn und durchsichtig, solid verstärkt, ein Strumpf für alle Gelegenheiten – 5.90 DM.

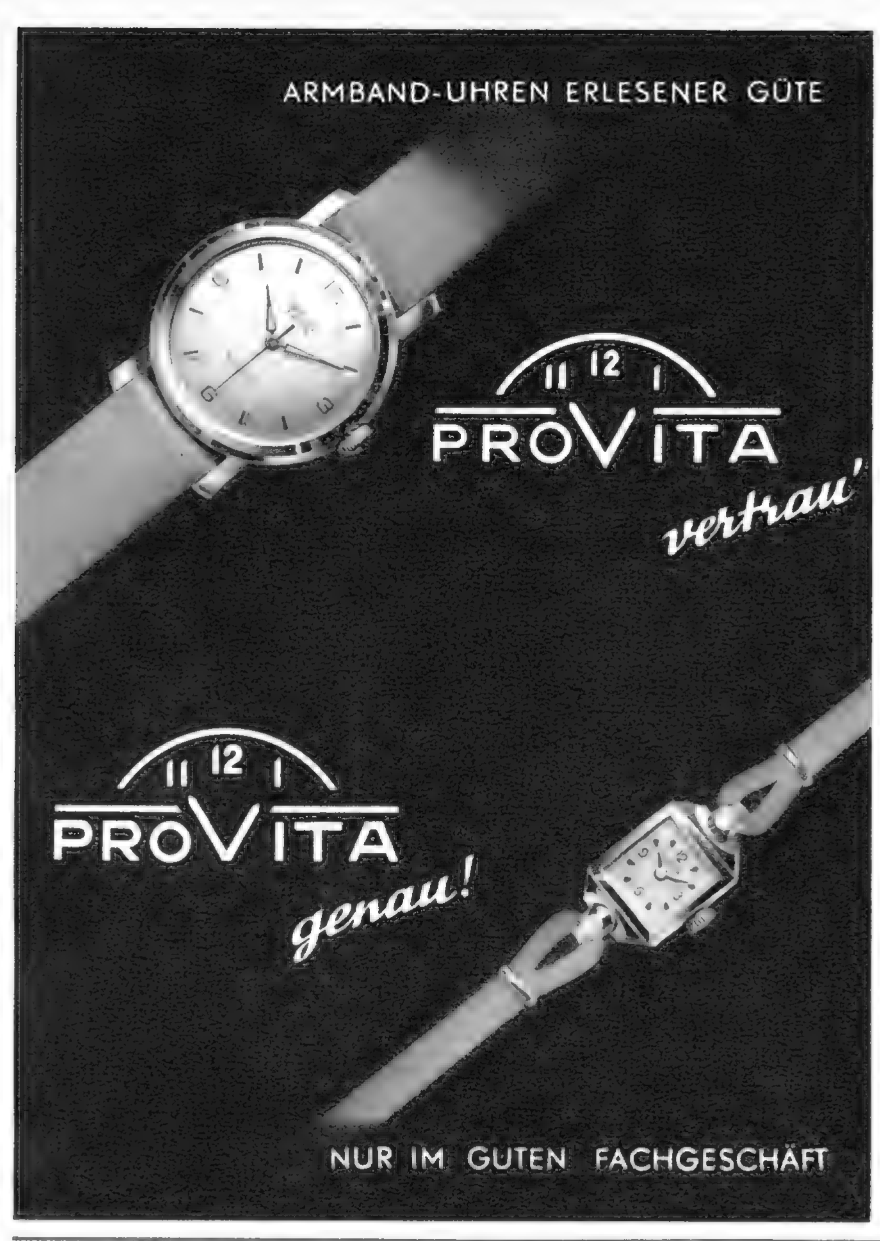
Gutschein

An die Elbeo-Werke, Mannheim, Abt. 6ς. Senden Sie mir kostenlos den neuen Elbeo-Prospekt »Blickpunkt: Gesicht + Bein«,

Name .... Ort und Straße ....

(bitte Blockschrift)

Wündrich Meißen





lich) von George Tabori adaptiert, dann eine glänzende, von stürmischen jungen Talenten getragene „Romeo und Julia"-Aufführung und zum erstenmal die amerikanische Premiere eines Hauptmann-Stücks, des guten alten „Biberpelz", der im Greenwich Mews Theatre gegeben wird. Dies Theaterchen, das etwa 300 Personen faßt, liegt im Keller der Communtiy Church von Greenwich Village, die eine Kirche ganz besonderer Art ist. Sie gehört nämlich einer christlichen und einer jüdischen Gemeinde zusammen. Von Freitag bis zum Sonnenuntergang am Sonnabend beten die Juden, dann werden einige Kultgegenstände und Dekorationen rasch verändert und der christliche Prediger zieht mit seiner Gemeinde ein. Dem Geist der Versöhnung, den dieses Gotteshaus atmet, entspricht das Theater im Souterrain. Es ist das einzige Theater New Yorks, in dem schwarze und weiße Schauspieler gemeinsam auftreten, und zwar so weit, daß die schwarzen Darsteller auch weiße Rollen, etwa englische Lords oder skandinavische Bauernmädchen, verkörpern. In der Aufführung des Hauptmann-Stückes war allerdings nur ein Negerdarsteller zu finden. Er spielte den Amtsdiener Mitteldorf. Was bei klassischen und amerikanischen Stücken noch geht, war für die relativ zeitnahe märkisch-schlesische Komödie doch als unangemessen erschienen, wenngleich eine schwarze Mutter Wolfen nicht uninteressant gewesen wäre. Der Erfolg war groß. Die an sich dem amerikanischen Publikum kaum verständliche Gestalt des schneidigen Wehrhahn erregte ungeheure Heiterkeit. Man empfand freilich den Überpreußen mehr oder weniger als eine Gestalt aus einem frühen Chaplin-Film.


Lotte Lenya-Weill: Mackie Messer triumphiert in der Sixth Avenue

Ein sonderbarer Zug ist in diesen Tagen auf dem Grand Central Bahnhof in New York eingerollt. Es ist auch eigentlich kein Zug, sondern es sind zwei Wagen, die den stolzen Namen „Virginia City" in altmodischen Goldbuchstaben auf ihrer Wand trugen — in USA haben alle Wagen der großen Fernzüge einen besonderen Namen — und an einen anderen Zug angehängt waren. „Virginia City" gehört dem Schriftsteller Lucius Beebe, der sehr bekannte gastronomische Bücher und solche über das Eisenbahnwesen geschrieben hat und draußen im fernen Staat Nevada Verleger der ältesten Zeitung des Staates ist, die sich stolz „The Virginia City Territorial Enterprise" nennt. Beebe und sein Mitverleger Charles Clegg haben sich nun zwei herrliche Wagen bauen lassen, die mit Klima-Anlage, Kamin, Weinkeller und Radio- und Fernseh-Empfang versehen sind. Die beiden Reisenden verlassen sozusagen niemals ihr eigenes Milieu, wenngleich sie


Amerikanische Hauptmann-Premie

die Reise ein wenig teuer kommt. Denn um einen Privatwagen mitzunehmen, verlangen die Eisenbahnen den Gegenwert von achtzehn 1.-Klasse-Fahrkarten, was bei den amerikanischen Entfernungen ganz schöne Summen erbringt. Allerdings gibt es heute nur noch sehr wenige Leute mit eigenen Eisenbahnwagen, außer den Beebschen nur noch drei: einer davon, der „Jomar", gehört John Ringling North von Sarasota, dem Präsidenten des größten Zirkus der Welt „Ringling Bros. and Barnum & Bailey"; der zweite, „Adolphus", dem Präsidenten der deutsch-amerikanischen Brauerei Anhäuser-Busch, und der dritte dem Präsidenten einer Versicherungsgesellschaft.

New York wird in diesem Monat ein neues Zentrum erhalten, das sicherlich binnen kurzer Zeit weltberühmt werden wird. So merkwürdig es klingt: diese Stadt hatte eigentlich bisher kein modernes Ausstellungsgebäude für die zahlreichen Tagungen großer Verbände, die auch immer gleichzeitig viel Geld unter das Publikum bringen. Fanden doch allein 1954 in New York 749 nationale und internationale Märkte, Messen, Ausstellungen und Verbandstage statt, die über zweieinhalb Millionen Besucher in die Hudson-Metropole brachten. Diese gaben nicht weniger als 250 Millionen Dollar für ihren Aufenthalt aus. Nun steht das „New



Muller Wolfen in Greenwich-Village



Die neue »weiche Welle«

Die neue »weiche Welle« macht überall von sich reden – und immer mehr Frauen bekennen sich zu ihr. Viele sagen, mit dieser neuen »weichen Welle« sei ein ganz neuer Frauentyp im Entstehen . . .

Für nicht Eingeweihte: bei der neuen »weichen Welle« handelt es sich nicht um eine neue Frisur, sondern um die größte Nachfragesteigerung, die in letzter Zeit bei einem Weinbrand erzielt wurde: um die Nachfragesteigerung nach dem weichen und vollblumigen Chantré zu dem bescheidenen Verkaufspreis von nur 9.75 DM. Chantré muß gut sein – sonst würden nicht täglich Zehntausende Chantré kaufen! Bitte probieren Sie auch den Chantré. Chantré wird in wachsendem Maße auch von Frauen getrunken.

Chantré

ein deutscher Weinbrand
nach dem Geschmack unserer Zeit
1/1 Flasche DM **9.75**

Wündrich-Meißen

MAUSER
möbel
muss
man
haben

MAUSER-WERKE G.M.B.H.
WALDECK BEZIRK KASSEL

Ausstellungsräume und Verkaufsbüros: Berlin-Friedenau, Sentastr. 3, Tel. 832 691; Braunschweig, Humboldtstr. 5, Tel. 231 29; Düsseldorf, Berliner Allee 43, Tel. 811 51/52; Essen, Huyssenallee 31—33, Tel. 754 02; Frankfurt/Main, Münchener Str. 12, Tel. 331 28; Hamburg, Hagedornstr. 24, Tel. 450 555; Kassel, Treppenstr. 12, Tel. 138 94; Köln, Unter-Sachsenhausen 37, Tel. 212 529; Münster i. W., Hafenstr. 32, Tel. 432 61; Stuttgart-S., Reinsburgstr. 4, Tel. 683 56/57.

Vertretungen: Felix Apel, Koblenz, Hohenzollernstr. 36, Tel. 71 69; Fritz Bittner, Frankfurt/Main, Wittelsbacher Allee 34, Tel. 418 21; Hans Brenke, Bremen, Lüderitzstr. 15, Tel. 415 22; Gerhard Lehmann, Köln, Brabanter Str. 41; Hans Scholz, Hannover, Fuhrenplan 5, Tel. üb. 640 97; Robert Seiz, Nürnberg-O, Seumestr. 15, Tel. 460 79; Otto Schümmelfeder, Trier, Bergtsr. 20, Tel. 27 28



Das „Coliseum", New Yorks neuestes Ausstellungsgebäude

York Coliseum" vor seiner Eröffnung, das unter anderem ein Auditorium für 10 000 Personen besitzt und im ganzen 35 000 Besucher auf einmal fassen kann. Es öffnet Ende März seine Tore und ist bereits für das ganze Jahr belegt. Die Serie der Ereignisse beginnt mit der „Internationalen Automobil-Ausstellung" und mit der „Fünften Internationalen Briefmarken-Ausstellung" (FIPEX), die die bisher größte Briefmarkenschau der Welt zu werden verspricht. Darüber hinaus aber wird das Coliseum die gesamte Gegend, in der es sich befindet, verändern und als eine Art Ausläufer des überfüllten Times Square ein neuer Vergnügungs- und Hochschulendistrikt werden.

Wovon New York spricht: von einer Gesellschaft, die der berühmte Regisseur Alfred Hitchcock gab und die sich „Gespensternacht" betitelte. Sie fand in einem alten verlassenen Haus statt, vor dessen Tür ein Leichenwagen stand. Alle Gäste wurden von einem skelettdünnen, baumlangen Butler beim Ablegen der Garderobe gewarnt, daß in dieser Villa leider alles gestohlen würde. Durch die Räume klangen die Töne eines elektronischen Theremin, jenes Schallwellen erzeugenden Instruments, das die geisterhaftesten Effekte, wild, wimmernd und unirdisch, hervorzubringen vermag. Wer sich in den dritten Stock wagte, fand auch eine (Wachs-)Leiche im Schlafzimmer mit einer sündhaft-verworfen aussehenden Witwe dabei, die jeden Besucher aufforderte, sich in ihr Gedächtnisbuch einzutragen. Frankensteins, Gorilla-Figuren, Kirchhofsgespenster, abgeschnittene Gehenkte und ähnliche Herrschaften tanzten zu einer Musik, die von „Näher zu dir, mein Gott" bis zu „Aases Tod" reichte.

New York spricht auch von der neuesten Einrichtung der Post, nämlich von einem Briefkasten, der Fragen beantwortet. Man kann sich, wenn man den Kastenschlitz öffnet, etwa erkundigen, wieviel Porto Briefsendungen kosten, und auch sonst alle möglichen postalischen Auskünfte einholen. Lösung des Geheimnisses: in den Briefkasten sind ein Mikrophon und ein Sprechapparat eingebaut, und alle Fragen gehen an das Grand Central Postamt, um sofort von einer dortigen Stelle beantwortet zu werden. New York spricht weiter von dem armen puertorikanischen Jungen, der auf der Straße einen verlorenen Scheck über 800 000 Dollar fand, ihn ablieferte und von der dankbaren Firma, die ihn ausgestellt hatte, jetzt bis zu seinem 18. Jahr



Regisseur an der Feuerleiter: Alfred Hitchcock

auf eine höhere Schule geschickt wird. Und auch von dem 14jährigen koreanischen Knaben Tong Il Han, den Mitglieder der amerikanischen Luftwaffe in Seoul Klavier spielen hörten. Sie sammelten genug Geld für ihn, damit er in New York studieren konnte; und im nächsten Monat erscheint Han zum erstenmal mit dem New Yorker Philharmonischen Symphonie-Orchester in der Carnegie Hall. New York spricht schließlich von einem großen Inserat, das Prinz Rainier von Monaco in der Konfektions-Zeitschrift „Women's Wear Daily" aufgegeben hat und in der er alle Fabrikanten davor warnt, seinen oder Grace Kellys Namen oder sein Wappen zu gewerblichen Zwecken zu verwenden. Es wird also keine Whisky-Flaschen, Papier-Servietten oder Taschentücher mit dem fürstlichen Paar geben, und auch die von einem Fabrikanten in Italien bestellten Puppen, die die Hochzeitskleider des Paares tragen sollten, dürften nicht auf dem Markt erscheinen. Und weil wir gerade von Inseraten sprechen: die Inseratenpreise der großen Magazine sind in der letzten Zeit recht hinaufgegangen. So kostet heute eine farbige Inseratenseite im „Life" immerhin schon 32 740 Dollar, während sich „Readers Digest" noch mit 31 000 Dollar für die Seite begnügt.

ERNST WURM BERICHTET AUS WIEN:

Vom Opernball zur Opernkrise: Frühlingssorgen an der Donau

Kaum schmilzt der Schnee, der vielgelästerte Schnee in den Wiener Straßen, beginnt es in der charmant-kribbeligen Metropole der Musen zu „kriseln", vorfrühlinghaft, wind- und wetterwendisch. Und der ärgste Wind bläst derzeit um das neuerbaute Opernhaus am Ring. Man hatte noch vor wenigen Monaten einen Nimbus um das breitgelagerte Gebäude gewoben. Von einer „Coronation" war die Rede, man hatte die internationale große Welt zu Gast gebeten, und die halbe große Welt kam auch. Alles was sich dem Haus verpflichtet hatte mit Vertrag und Klausel, schwur ewige Treue, auch der Direktor schwur. Aber bald um Weihnacht ging er auf Urlaub, auch die „großen Stimmen" mit dem gleißenden Gefieder ausgewachsener Dollar-Singvögel flogen husch auf und davon, und zum 200. Geburstag Mozarts war gerade Wien, die ureigenste Opernrepräsentanz dieses Komponisten, gar nicht sonderlich in Form. Jedes mittlere Opernhaus in mittleren Städten machte es nicht schlechter.

Aber noch hielt der Nimbus an. Noch kam — nach Jahren wieder — der erste Opernball. Und wieder Glanz, Zeremoniell, die fast undemokratische Hierarchie der Logenmieter, der Titel- und Ordensträger, der von Parkett und Ballsaal abgesperrten, bloß „zuschauenden" Galerie. Aber man denke nicht, daß durch die sonderbare Maßnahme des zweigeteilten Opernball-Publikums ein Ressentiment gedieh. Im Gegenteil, etwas viel Feineres, fast Poetisches blühte auf: jene Resignation des halben Miterlebens, der wehmütigen Freude, des tränenden Glücks, jene neidlose Sensibilität der Wiener Nerven und Geschmacksorgane, die schon beim „Anblick" kostet und die den Strahlenden, Besitzenden, Vollgenießenden eigentlich erst den köstlich schimmernden, girlandenhaften Rahmen gibt ... Fremden Reichtum, Titelstaffage, ja selbst Protzentum kann der Wiener verzeihen. Aber wehe dem Unvorsichtigen, der seine heimliche, seelisch verbriefte Teilhaberschaft an den Gütern der Kunst bezweifelt! Das darf niemand tun. Auch nicht ein verärgerter Operndirektor. Aber Dr. Karl Böhm hat es getan. Er hat undiplomatisch, unelegant vom „Pöbel" gesprochen, der in der Wiener Oper überhandnehme. Diese Äußerung hat mehr als die freiwillige Vertragskündigung seine Demission zur strikten Notwendigkeit gemacht, sie hat auch sein Verhältnis zu Wien als Dirigent vielleicht auf Jahre hinaus zerrissen. Und schon hat die Jagd nach dem Nachfolger begonnen, schon ist der Wiener in das nervös vibrierende Klima der Kombinationsfreudigkeit getreten. Aber alles Rätselraten um den „kommenden Mann" ist verfrüht. Die Bundestheaterverwaltung schweigt wie eine ägyptische Mauer, der Interimsdirektor Dr. Egon Seefehlner scheint die Fäden der



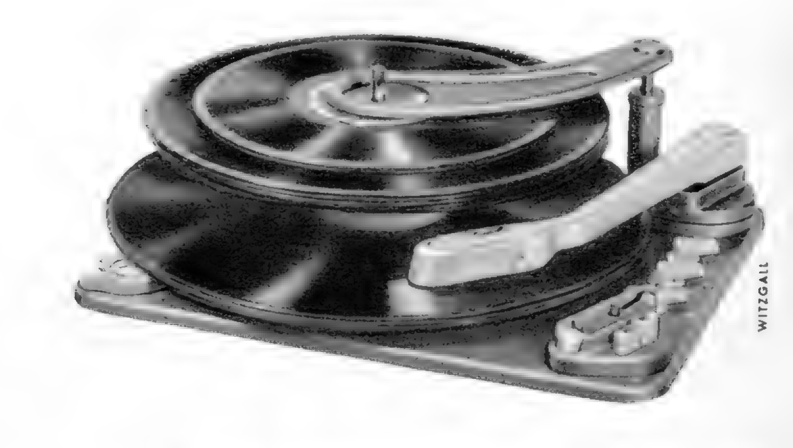
Wenn's hoch hergeht ...

Stunden vergnügter Unterhaltung mit Freunden des klassischen oder modernen Jazz, mit Liebhabern schmeichelnder oder temperamentvoller Blues - die verlebt man besonders nett zu Hause. Und erhöhten Genuß bietet dabei ein Plattenwechsler, der das Höchstmaß an Bedienungskomfort bietet - der 1003 von DUAL!
Einzigartig sind seine Vorzüge, brillant die Tonwiedergabe, und Sie sollten ihn zumindest kennengelernt, erlebt und - ausprobiert haben.



Lassen Sie sich den Dual 1003 im Fachgeschäft vorführen und achten Sie dabei auch auf den **Plattenlift.**
Nach dem Plattenabwurf senkt dieser behutsam den Vorratsstapel auf der Mittelachse ab. Schließlich wird ja die unterste Platte an der Auflagestelle mit ca. 100kg/cm² belastet. Der Plattenlift, ein besonderes DUAL-Merkmal, schont somit Ihre kostbaren Schallplatten, spart Ihr Geld!

Möchten Sie mehr über den 1003 wissen? - Dann schreiben Sie bitte heute noch an:
DUAL, Gebrüder Steidinger, St. Georgen 2, Schwarzwald



Einzigartig in vielerlei Hinsicht - der DUAL-Wechsler 1003






Operndirektor Böhm mit Gattin und Sohn Karlheinz Böhm

Verhandlungen mit internationalen Sängern und Dirigenten trotz und gegen die Wiener Opernkrise gut zu lenken. Plötzlich steht das lang erwartete Debüt Karajans an der Oper am Ring, sein Gastspiel mit dem Ensemble der Mailänder Scala (das „Lucia di Lammermoor" bringen will), für Juni in Sicht, Cluytens hat einen Zweimonatsvertrag abgeschlossen, die schwedische Hochdramatische Birgit Nilsson singt in der nächsten Saison an 32 Abenden. Und mit Josef Gielen ist für das Opernhaus der dringend notwendige, prädestinierte Oberregisseur gewonnen.

Seien wir ehrlich: die heutige Oper (und nicht nur die Wiener allein) lebt keineswegs von diesem oder jenem Direktorsnamen, sondern von ihrer Mentalität, von der Frische ihres Konzepts, vom Elan ihrer Künstler. Gerade Wien hat da eine Art Auferstehungswunder erlebt — an einer Stätte, für die es keine Coronation gegeben hat, nur Lebenserlaubnis mit Vorbehalt, ja den Stachel des Mißtrauens. Man prophezeite der Volksoper am Währingergürtel ein fortfristendes Dasein. Aber Franz Salmhofer war ein aufgeschlossener, kluger neuer Direktor: er öffnete sein Haus endlich dem vorwärtsstürmenden amerikanischen Musical, das seit drei Jahren an den Toren Wiens rüttelt. Nun stand der Prophet dieser Gattung, der Initiator und Textbearbeiter Dr. Marcel Prawy, mit seiner Truppe am Ziel. Er brachte den Dirigenten (Josef Rudel), das steppende Negerpaar (Moorefield und Dilsworth), vor allem aber die Diva aus Übersee: Brenda Lewis. „Kiss me Kate" verwandelte auch unseren Burgtheaterhelden Fred Liewehr zu einem parodistischen Petrucchio. Wien sah, hörte — und jubelte.

Es kam noch anders. Sozusagen als Beigabe sang und spielte Brenda Lewis an der Volksoper auch die Carmen. Und dieses Gastspiel wurde zum Menetekel für alle unsere selbstgefälligen Carmen-Primadonnen. Hier war keine Zierpuppe mit aufgestecktem Kamm, keine Zirkus-Zigeunerin, sondern ein Mensch, ein Weib — vom Leben geschüttelt und gerüttelt und mit dem Tod auf du und du, kurz- und wuschelhaarig, verwahrlost, aber auch hochgedonnert in Kleidung und Gebaren, und in jeder Nuance echt, von zügiger Rasanz und großer Feinheit zugleich. Keine Brutkasten-Sängerin, aber eine Singschauspielerin, die Bizet französisch sang und seine Carmen der Konvention entriß.


Die tollste Carmen Wiens: Brenda Lewis aus USA

Dem Burgtheater war trotz

mancher Pressekampagne gegen Direktor Adolf Rott in seinem ersten Prunkhaus-Jahr am Ring bisher ein ruhigeres Dasein beschieden als der Oper (die übrigens in Honegger-Claudels „Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen" endlich die interessante Marianne Hoppe nach Wien brachte, was die Sprechbühnen bis dato versäumt hatten). Die Uraufführung von Priestleys „Schafft den Narren fort" wurde nicht nur zu einem persönlichen Regieerfolg Rotts, sondern auch zu einem Publikumsschlager, zu dem sich Zuckmayers literarisch wohl mindestens gleichwertiges „Kaltes Licht" nicht ganz auswirkte und dem auch die Wiener Presse mit weniger Respekt gegenübertrat. Auch die katholische Nobelkost „Port Royal" von Montherlant findet nur ein begrenztes Publikum, obwohl Ernst Lothar das Stück hervorragend inszenierte und eine neue, intensive Paula Wessely im Ordenskleid vor uns steht.

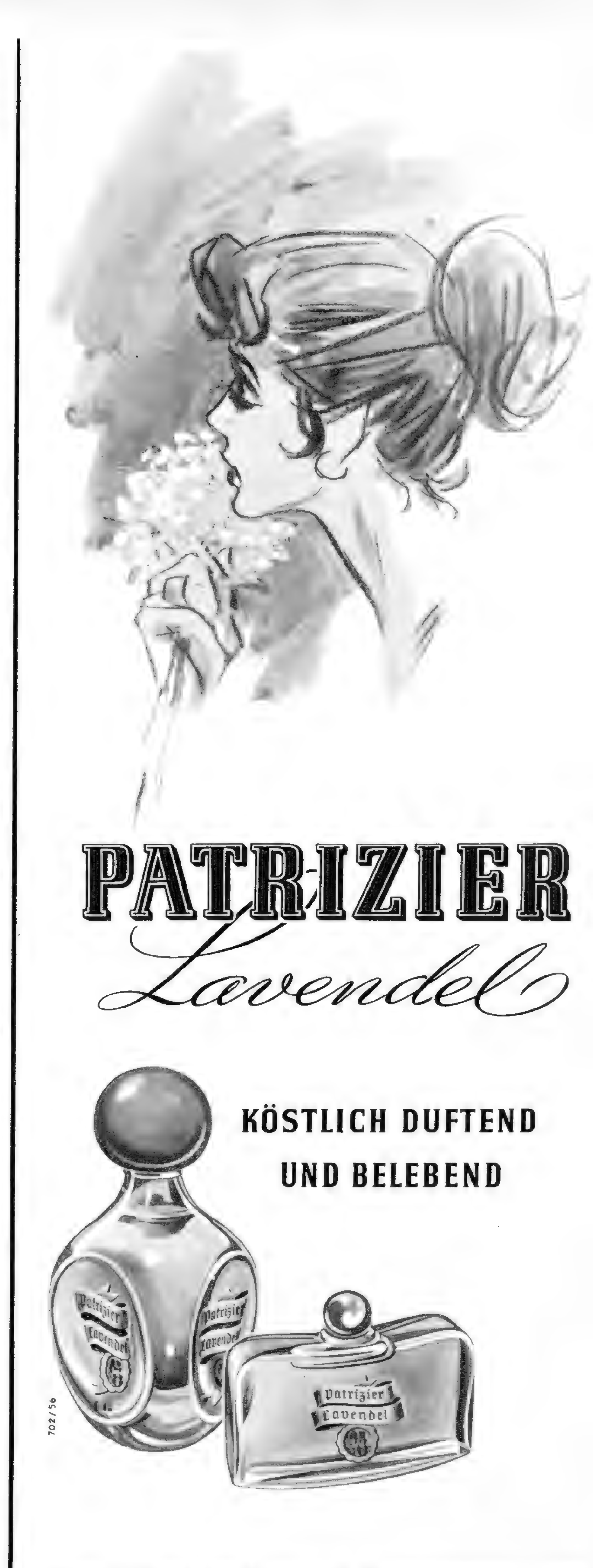
Mit den Klassikern, vor allem den einheimischen, muß man als Regisseur in Wien heikel umgehen, es gibt da manchen Kanon, manche eingebürgerte Raum- und Dimensionsvorstellung, an der nicht gerüttelt werden darf. Jedenfalls akzeptierten die Klassikerfreunde in der Überzahl Grillparzers „Sappho" nicht, so wie Joseph Glücksmann sie im Akademietheater präsentierte: kammerspielhaft, intimisiert, psychologisch modernisiert. Der äußere Rahmen geriet auch etwas platt und simpel, aber Liselotte Schreiner enthüllte als Titelheldin den Weg der heutigen Heroine zum Sublimen, Gedämpften, zur menschlich getönten Ausdrucksskala hin. Ebenso zeigte uns Klaus Kinski an der Burg nach den veredelten Melancholikern der letzten Jahrzehnte endlich wieder den klinischen Tasso, der auch in Goethes Bühnenhelden, nicht nur in dem Urbild aus Ferrara steckt. Wir hoffen auf das Engagement des jungen deutschen Schauspielers nach seinem erfolgreichen Gastspiel.

Biegt man am Ring aus den Theaterpalästen in die Museumspaläste ab, so hat das Kunsthistorische Museum, in dem viele Besucher monatelang von den Kasseler Gemälden Abschied genommen hatten, eine geglückte Überraschung für sein Publikum: den umgebauten Brueghel-Saal. Direktor Dr. Oberhammer hat hier ein neues Prinzip, das er schon in Innsbruck am Ferdinandeum erprobte, angewandt. Die Gemälde des großartigen Pieter Brueghel des Älteren — von dem Wien durch gnädige Fügung fast die Hälfte seiner Produktion birgt — sind von den Wänden fortgerückt und auf Staffeleien postiert. Sie sind möglichst richtig „ins Licht gerückt", sie wirken auch unrestauriert frisch wie am ersten Tag und können vom Standort beweglicher Stühle in allen Details und ohne physische Ermüdung des Beschauers studiert werden.

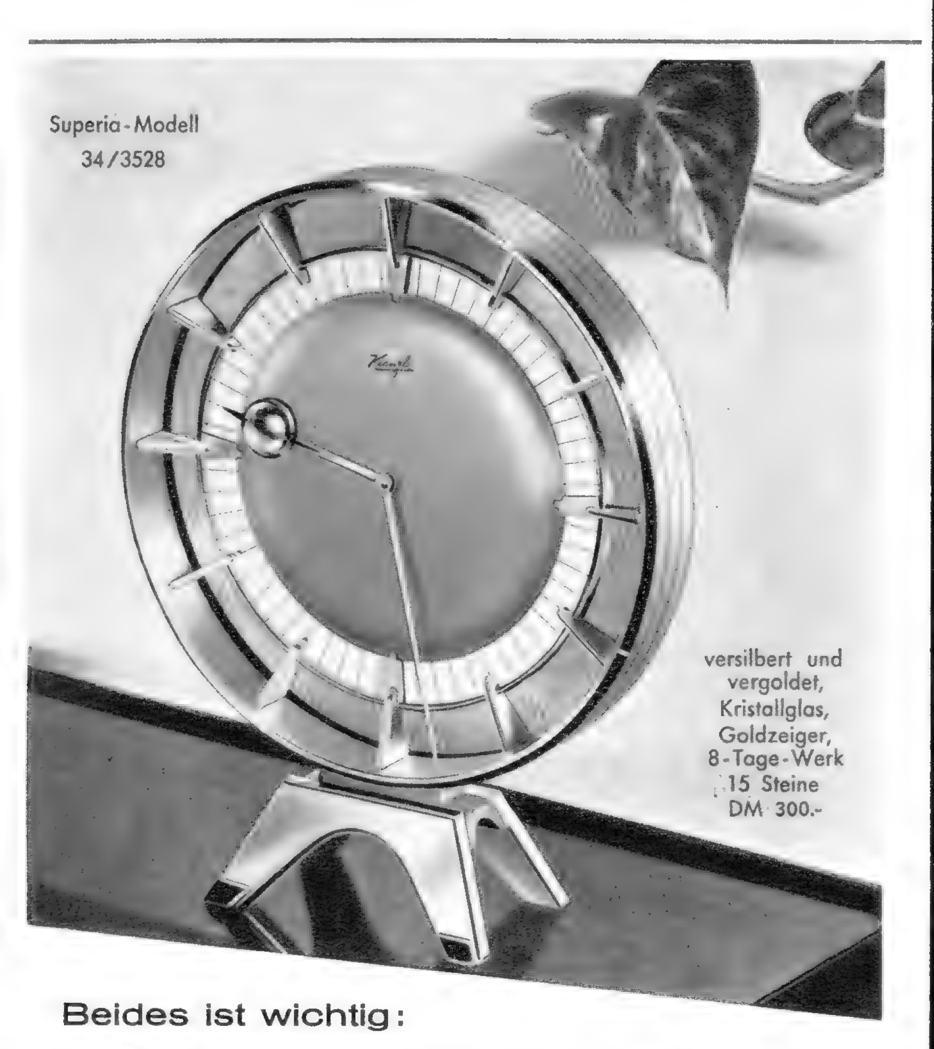
Die fast beklemmende Intensität dieses unerbittlichen Malers landschaftlicher und menschlicher Dämonie finden wir in der Moderne nirgends mehr so künstlerisch verhalten; bei Kokoschka oder Kubin etwa ist viel Wahrheit und Kunst, aber greller, schreiender, entschlüsselter. Es ist begreiflich, daß der heutige Mensch, aufgestört durch ein gellendes Jahrhundert, dem Druck des Dämonischen auch gern entweicht, daß er das Maß, sogar das gekonnte Mittelmaß oft lieber sucht als die alarmierende Warnung, die gemalte Anklage oder den schonungslosen genialen Protest. Darum finden auch die „Gemäßigten" von gestern und heute wieder ihr kontinuierliches Publikum. Selbst die avantgardistische Wiener Sezession findet eine beruhigende Note mit der Kollektiv-Ausstellung des Wagrainers Ernst Huber, dem Freund Waggerls, dessen Bilder Sonne atmen und die stille Reife eines unhektischen Könners.

Das Künstlerhaus am weiträumigen Karlsplatz hat die „Bauhütte Andri" errichtet bzw. zu Gast geladen. Hier ist ein Künstler der älteren Generation, noch aus der Nachfolge der Egger-Lienz und Hodler, dem das Handwerkliche, das Materialgefühl Inspirationsquelle wurde. Kein geistiger Gigant, aber ein richtiger Fortarbeiter und Lehrer, dem mit seinen Schülern die Wiedererweckung der Sgraffitotechnik und der Arbeitsweise in Stucco-lustro zu danken ist. Mit seinem „Wolf von St. Pölten" hat Andri im Stil der Freiplatz- und Monumentalplastik ein markantes Werk geliefert.

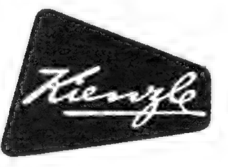
Noch strömt das Künstlerhaus die Märzkälte ausgewaschener und rasch übertünchter Räume aus — im Februar waren sie vom Dunst und Farbgewirr der drei traditionellen „Gschnasfeste" erfüllt, etwas gewaltsam mußten sie zur „Würde" zurück. Auch die distinguiertesten Bälle sind vorbei, zuletzt der Ball in den Sträußlsälen







Beides ist wichtig:



Das in Steinen laufende, zuverlässige Werk und die geschmackvolle Gehäuseform der KIENZLE-Superia-Modelle. Sie werden nicht in großen Serien hergestellt, deshalb weiß jeder Besitzer die individuelle Note dieser schönen Uhren zu schätzen.

KIENZLE-UHREN NUR IN GUTEN FACHGESCHÄFTEN



Im Künstlerhaus: „Der Wolf von St. Pölten" von Professor Andri

des Josefstädter Theaters, mit Diplomaten- und Bankenpublikum, drapiert von aparten Schauspielerinnen oder solchen, die es zu sein glauben. Theatermäßig hat die Josefstadt in der laufenden Saison bisher jedes Extrem gemieden, mit der deutschsprachigen Erstaufführung von Bourdets „Großer Hochzeit" war eine Komödie feineren Kalibers dem Schweizer Regisseur Werner Kraut anvertraut und von ihm delikat serviert worden; mit dem Ärztestück „Der Erfolgreiche" von Kades ist jetzt die Grenze des gängigen Edelkitsches erreicht. Dazwischen lag Pagnols „Tochter des Brunnenmachers" mit der hochtalentierten Nicole Heesters. Nun steht das Gastspiel des „Grünen Wagens" mit „Oberst Chabert" im Josefstädter Haus vor der Tür, dieses selbst aber wird beim Pariser Theaterfestival 1956 Wiener Theaterkunst mit dem „Schwierigen" von Hofmannsthal repräsentieren. Und eine Südamerika-Tournée winkt im Sommer. — Die unerhörte Milieudichte, das fast Stillstehend-Atmosphärische der Regiekunst des großen Russen Stanislawski brachte einer seiner Schüler, Professor Peter Scharoff, auf die Bühne des Volkstheaters — ein subtiler Gastregisseur, der nur die Nerven des unkomplizierten Stammpublikums dieses Theaters mit Tschechows „Drei Schwestern" auf die Probe stellte. Auch Williams „Camino real" war ein Fehlgriff für das Haus am Weghuberpark, die noble Lil Dagover konnte in Wien ihren Hamburger Erfolg als phantastische Kameliendame nicht wiederholen.

Stürmischer Frühlingswind weht auch um das Haus des Österreichischen Rundfunks in der Argentinierstraße. Man hat dort den sogenannten „Watschenmann" ausgebootet, das Ventil der Volkskritik. Seither werden in der Wiener Presse laufend Angriffe auf die „3 Programme" des Funkhauses gestartet, dieses antwortet mit Repliken, Pressekonferenzen. Man nennt Zahlen, Budgetziffern, man verteidigt den Proporz der politischen Parteien und spricht von der Schwierigkeit, die Hypertrophie der Landesstudios auf einen Programmnenner zu bringen. Das Kernproblem aber wird hier, wie bei allen Kulturinstituten, die zu sehr ins Merkantile wuchern, verschwiegen: die Auslese der Rundfunkkönner aus der Masse der Rundfunkparasiten.

Ein anderer heikler Punkt ist die österreichische Filmproduktion. Sie bewegt sich immer noch um die Achse der Sissy- und Mayerlingthemen und scheint weder avantgardistischen noch subtilen Ehrgeiz zu entwickeln, solange der deutsche Verleih — nach dem hier alles schielt — immer noch vordringlich die Deutschmeister-Uniformen und die jägerischen Alpenstories bevorzugt. In der zweiten Aprilhälfte kommt aber vielleicht bewegterer Wind in das Wiener Filmleben. Um diese Zeit organisiert nämlich der Columbia-Verleih einen internationalen Filmkongreß in der Donaustadt, mit dem festlichen Rahmen des Palais Pallavicini und des Parkhotel Schönbrunn, mit prominenten Gästen und Fachleuten aus aller Welt.

Natürlich ist Wien immer noch primär Stadt der Musik. Hier hat ja auch das Optische, Bildhafte, die Landschaft der nahen und weiteren Umgebung Melodie, vor allem aber die Stadt selbst, und ihre Konzertsäle sind gleichsam die Verdichtung eines Fluidums, das weit hinaus ins Volk, in die Vorstädte flutet. Man setzt dieser Verdichtung, der künstlerischen Höchstvollendung an Musik, gerne die Krone eines Gastnamens auf. Und wenn die Wiener Philharmoniker

Knappertsbusch oder Kubelik, die Wiener Symphoniker Otto Klemperer ankündigen, dann sind nicht nur die Säle überfüllt, sondern auch die Fieberkurven der Musikfreunde hochgeschnellt. Man kann aber auch kleinere Gäste ein wenig boshaft im Stiche lassen. So hatte es der durchaus fähige kanadische Dirigent Sherman weder mit dem Wiener Orchester, das ihn eingeladen hatte, noch mit dem Wiener Publikum leicht.

Das sind die Launen einer verwöhnten, gern auch etwas lässigen „Schönen", die weiß, was sie wert ist, zu deren Reizen es aber auch gehört, daß sie nicht berechenbar ist und zuweilen labil, unvorhergesehen reagiert. Und man nörgelt gern, das gehört zum guten Ton. Man liebt die anzügliche Travestie, von der „Mamsell Nitouche" bis zu der „Verkostung" der Aktualitäten in den Kabaretts. Aber Wien — das ist auch die Stadt mit der ewigen Traumsehnsucht, mit der Erwartung des Vollendeten, das vielleicht niemals kommt, doch in der Vorstellung dieses musischen Menschenschlags (vielleicht bei etwas Weinseligkeit) wie eine Fata Morgana schwerelos ersteht.

FRANÇOIS BONDY BERICHTET AUS PARIS:

Tauwetter an der Seine, in der Mode und den Museen

Paris und die Pariser sind die Kälte nicht gewohnt. Unter der zunächst noch kühlen Märzensonne haben sich Natur und Zivilisation erst einmal von den Schrecken des „großen Frostes" erholen müssen. Die Pariser glauben nämlich, ihre Stadt liege irgendwo in der Nähe des Mittelmeeres. Sie sind jedesmal überrascht, wenn sich nördlichere Einflüsse geltend machen, und das Klagen nimmt dann kein Ende. Niemand rechnet weniger mit der Kälte als die Architekten. In zahllosen, auch neuesten Bauten laufen die Leitungsröhren ohne jede Verkleidung an den Außenmauern — und gefrieren oder explodieren bei der ersten kalten Nacht. Es herrscht dann wochenlang ungewohnter Andrang zu den städtischen Badeanstalten.

Tiere und Pflanzen können nicht so jammern, sie haben aber mehr gelitten als die Menschen. Nicht nur in Paris, wo die Gemüsesaaten und die Blumenzwiebeln in den Dachgärten — auch im unsern — erfroren sind. Im Süden sind große Olivenhaine zerstört. Und dem furchtbaren Vogelsterben haben Jagdamateure auch noch nachgeholfen. Das schlechte Gewissen ist erwacht, und der „Ornithologische Salon", wo in Paris jetzt tropische Vögel Parade hüpfen, steht diesmal im Zeichen des Tierschutzes.



Die „neue Linie" in Paris: höchstens für Mannequins geeignet

Mit der ersten wärmeren Sonne erwacht nun das Pariser Leben. Fast die Hälfte der Pariser Autos war in den Garagen geblieben und hielt Winterschlaf, aber jetzt sind sie alle wieder da, ziemlich genau seit der Eröffnung des „Salon des Arts Menagers", des Salons der Haushaltindustrie und -künste, in welchem ein Haus aus Kunststoffen die „Wohnmaschine" der nahen Zukunft darstellt, der aber die Pariser überwiegend die altmodischeren Häuser vorzie-



ibt es eine Herrenmode?

Manche Damen sagen nein, und mit Frauen soll man nicht streiten. Eines steht jedenfalls fest: daß ein Fulwiline-gekleideter Herr nicht nur gut, sondern auch modisch gekleidet ist. Er verrät durch die Wahl gerade dieser Marke darüber hinaus sehr viel Sinn für echte, männliche Eleganz. Wichtig für Sie und Ihn: ein Original-FULWILINE-Modell mit dem Garantie-Zeichen wird vom Garn bis zum fertigen Mantel in **einem** Hause hergestellt. Dies ist das Geheimnis der berühmten, weltbekannten FULWILINE-Qualität.
Wir empfehlen Ihnen Modell Saturn. Geradefallender Herrenmantel in der modernen Kurzform, verdeckte Leiste, Gehschlitz, Baumwoll-Plaidfutter mit Kunstseide belegt.



GUTSCHEIN bitte in einen offenen Briefumschlag geben oder auf eine Postkarte kleben

FULWILINE-Werke Fulda 608 Bitte senden Sie mir kostenlos den Fulwiline-Farbkatalog mit den neuesten Modellen

Name ______________________

Anschrift ______________________

HEINRICH FRAENKEL



DIE GROSSE CHRONIK

VON DER LATERNA MAGICA BIS ZUM TONFILM

Bisher gab es keine gültige Chronik, keine Schilderung des dramatischen Geschehens, keinen umfassenden Bildbericht, kein Lexikon mit den unvergessenen Namen, kurz kein „Epos des Films". — Heinrich Fraenkel, ein „mit allen Wassern gewaschener", erfahrener Filmmann, der seit den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg, als der Film noch in den Kinderschuhen steckte, immer und überall „mit dabei" war, hat mit dem großangelegten und üppig ausgestatteten Werk „Unsterblicher Film" eine fühlbare Lücke auf dem Buchmarkt geschlossen. — Dem Verfasser ist es virtuos gelungen, in romanhaft anmutender Form eine Geschichte des Films zu schreiben, ein Werk zu gestalten, das es bis heute in diesem Umfange nicht gab. — Der Autor weiß durch eine Vielzahl verbürgter Anekdoten zu bezaubern und doch jene historische Zuverlässigkeit zu wahren, die das Werk zu einem auch wissenschaftlich fundierten Kompendium macht. Dabei stößt Heinrich Fraenkel über die geschichtlichen und künstlerischen Probleme bis tief in die sozialen und technischen, vor allem aber in die menschlichen Hintergründe vor und läßt die Myriaden der Sterne des Filmhimmels glitzern und leuchten.

Inhaltsangabe der 14 Kapitel des Werkes:

1. DER GANZE FRATZ IST KEINE SECHZIG Vom schöpferischen Sprachgeist — Von Filmstars und Kinokassen — Von Heldenverehrung und Kalorien fürs Herz — Von Trudchen Müller und Karl Schulze — Von Reizmitteln und Ersatzmitteln.

2. STIEFKINDER DES GLÜCKS Von kurzatmigen Erfindern und lungenstarken Großkonzernen — Von einem, der abhanden kam — Von der Kasse des Filmmagnaten — Vom blinden Optiker und tauben Akustiker — Von Patentprozessen und Patentlösungen.

3. FLEGELJAHRE Von ersten Eindrücken und letzten Weisheiten — Von Klamauk und Dynamik — Vom Kintopp der Urzeit — Vom Mutterwitz der „Ansager" — Von toller Komik und tiefergehenden Dramen — Von einem dramatischen Schlager, Länge 185 m.

4. DER ANFANG VON HOLLYWOOD Von fremden Federn und unverdientem Weltruhm — Von der Königin der Engel, Kneipen und Spielhöllen — Von einem Krüppel, den die kalifornische Sonne gesund machte — Vom allheilenden Segen der Arbeit — Von einer Filmkamera, an die man nicht dachte.

5. ERSTE REIFE Von Sonne und Jupiterlicht — Von Klamauk, geistiger Armut und einem Publikum, das nicht mehr mitmachte — Von einem Schauspieler, der sich umstimmen ließ — Von alter Bühnentechnik und neuen Ideen — Von der kleinen Mary, der großen Asta und der jungen Henny.

6. DIE GEBURTSWEHEN DER UFA Von den Meinungsverschiedenheiten eines Generals und eines Bankdirektors — Von Ernst Lubitsch und Joe May — Vom Wiener Filmgrafen, von Pola, Fern und Ossi — Vom Bilanzwert schöner Augen und hübscher Beine — Vom „filmautarken" Kriegs-Deutschland.

7. DIE GROSSEN SCHINKEN Vom römischen Kolosseum und von echten Löwen — Von D. W. Griffith und vom größten Kassenschlager — Von den Geheimnissen der Filmschreiberei — Vom Indischen Grabmal und dem Weib des Pharao — Von Emil Jannings und von Conrad Veidt.

8. NACHKRIEGSTAUMEL Von der zensurlosen Zeit und vom Reichslichtspielgesetz — Von den Sorgen der Inflation — Von den Devisenträumen und der Realität der Kinokasse — Von den Ostermayrs, der Emelka und von Geiselgasteig — Von Babelsberg und der Decla des Herrn Pommer.

9. KUNST KOMMT VON KÖNNEN Von schiefen Wänden und vom Blutrausch — Von echter Kunst und von falscher Konjunktur — Vom Publikumsgeschmack und von künstlerischer Verantwortung — Von der stillen Wirkungskraft der Schwedenfilme.

10. BLÜTEZEIT Von Kunst, Geschäft und Duldsamkeit — Von Charlie, Harald und Buster — Von Fritz Lang und dem Welterfolg — Vom Segen guter Durchschnittsware — Von den Russenfilmen, vom Alten Fritz und den Nibelungen.

11. HOLLYWOOD Von Versuchskaninchen und vom Dienst am Kunden — Von schlechten Optionsverträgen und guten Trinkgeldern — Von der Moralitätsklausel und dem Anstandswauwau — Von den Wurzeln bildhafter Komik.

12. BABELSBERG UND FRIEDRICHSTRASSE Von laufenden Bändern und großzügigem Kalkül — Von kostspieligem Leerlauf und angebundenen Geldgebern — Von Generaldirektoren und prolongierten Wechseln — Von Filmklubs und Premierenfieber.

13. KEHRAUS UND KRISE Von Eichberg, der Harvey und anderen Aktivposten — Vom Ruhm der deutschen Kulturfilme — Von harten Gläubigern und unkulanten Bedingungen — Vom Ausverkauf der Ufa — Von neuen Besen und von alten Sorgen.

14. FERNES DONNERGROLLEN Von einem finanziellen Doppelgewitter — Vom Turmbau zu Babel und von kostspieligen Behelfslösungen — Von einer Zukunft, an die keiner glauben wollte — Von der bleibenden Allmacht des Bildes.



216 Seiten Text, dazu 152 Seiten Tiefdruckteil mit 254 meist ganzseitigen Bildern; 220 Spalten „Stichworte zur Filmgeschichte" mit über 1000 Erläuterungen und Filmbeschreibungen; ausführliches Register. In jeder Buchhandlung erhältlich! Preis in Ganzleinen DM 9.80



KINDLER VERLAG MÜNCHEN



Schüler parodieren den Meister: Mac' Avoys Picasso-Porträt

hen. Ihr Bedürfnis nach Maschinen wird ganz von den Motoren der Autos gestillt. Das neueste Automodell und ein Lehnstuhl aus dem siebzehnten Jahrhundert, das ist ihr Traum. Nun sind also vierhunderttausend Wagen wieder da, alle im Verkehr. Doch nur weniger als die Hälfte davon findet neben den Trottoirs Platz. Das Problem ist unlösbar, man kann das ausrechnen. Aber wir — wie alle Pariser — „debrouillieren" uns und finden doch jeden Abend ein Plätzchen für unsere „Schwalbe" (Aronde), manchmal anderntags die gefürchtete Buße, die „contravention", wenn nicht rechtzeitig von den geraden zu den ungeraden Hausnummern übergewechselt wurde . . .

Es ist die Rede davon, ganze Teile von Paris dem Autoverkehr zu sperren, und der Filmkomiker Noël Noël machte einen noch radikaleren Vorschlag: Fort mit den Autos, fort mit den Fußgängern!

Die Mode ist erwacht, und die Frauen sind nicht ganz glücklich darüber. Sie drohen gegen die Dekrete ihrer großen Diktatoren zu rebellieren. Wurde letztes Jahr gefordert, die Taille zwanzig Zentimeter tiefer zu tragen, als die Natur es bestimmt hat, so rückt sie diesmal ganz nach oben bis knapp unter den Busen. Wer nicht die Taille der Mannequins besitzt — also die Gestalt einer unterernährten Halbwüchsigen —, der fühlt sich mit der „neuen Linie" nicht recht wohl. Auch die Hüte erfreuen nicht unbedingt das Auge, denn sie wirken gelegentlich wie große, bis über die Augen gestülpte Blumentöpfe. Dagegen hat noch keine Saison eine solche Auswahl an prunkvollen und phantasiereichen Stoffen geboten. Auf diesem Gebiet bleibt Paris weiterhin in der Avantgarde — im besten Sinn.

Selten haben sich so viele große Ausstellungen zugleich dem schweifenden Auge dargeboten. Von der Abstraktion zur Wiederentdeckung der Gegenstände, der Gestalt, des Antlitzes, der Wirklichkeit — allerdings einer überhöhten oder magischen Wirklichkeit — gehen jetzt viele Künstler oder versuchen doch zu gehen. Erschüttern kann die große Ausstellung des Balten Nicolas de Staël im Musée d'Art Moderne. Er war der Sohn eines Generals, der der letzte zaristische Kommandant der Peter-und-Pauls-Festung war. Der Künstler hatte in Amerika viel mehr Erfolg als in Frankreich, wo er lebte. Vor einem Jahr, am 16. März, hat er sich aus seinem Zimmer in Antibes, von wo er so oft den Horizont des Strandes in graue Flecken zerlegt hatte, in den Tod gestürzt, vierzigjährig. In seinen Briefen spricht er von der Verzweiflung über die „zu große Rolle des Zufalls" im Gemälde, und er hatte versucht, ihr durch die Rückkehr zu den Gegenständen des Alltags zu entrinnen. Sein Schicksal und seine Kunst sind jetzt untrennbar zur Legende verwoben, und es ist schwer, zu seinem Werk ein ganz nüchternes Verhältnis zu finden.

Dem Zufall scheint der „Ölmillionär“ Bernard Buffet in seinen Bildern nichts zu überlassen. Seine kalte, harte, überstilisierte Kunst, die ihm, dem Dreißigjährigen, Ruhm und Reichtum eintrug, hat seine Vision nicht erhellt. Diesmal ist es die Welt des Zirkus, der seine jährliche Ausstellung gilt. Mit ihren versteinerten Gebärden und erstarrten Clownsmasken wirkt sie wie ein Vorhof der Hölle, wie jener fensterlose Raum, in dem Sartres „Huis clos“ abläuft.

Die größte Ausstellung gilt der „Ehrenrettung des Porträts“ — im Musée Galliera. Hundert Maler und Bildhauer haben Persönlichkeiten, die sie besonders schätzen, konterfeit. Es sind fast lauter berühmte Leute: Tänzerinnen, Akademiker, Ärzte, Schauspieler, Mäzene, Dichter, Maler. Und ganz Paris defiliert jetzt vor diesem riesigen Almanach von „tout Paris“. Auch Buffet ist vertreten mit einem Kollektivbild der sieben Mitglieder der Akademie Goncourt, die aussehen, als bereuten sie den letzten Prix Goncourt oder als läge ihnen das dazu gehörige Festessen bei Drouet schwer im Magen.

In Wahrheit ist diese Ausstellung nicht eine „Ehrenrettung des Porträts“, sondern des Künstlers. Nur vor vier oder fünf Bildern verweilt man länger als vor einer Photographie, weil es Kunstwerke sind, darunter der Jean Genet der Künstlerin und Alleskönnerin Leonor Fini, aber auch der parodistische Picasso von Mac Avoy. Wo sich Witz, Ironie und ein wenig Karikatur finden, sind diese Porträts erträglich, also all jene, auf denen die Ehrenlegion nicht eine Auszeichnung darstellt — sondern einen roten Fleck.

Die schönste Ausstellung ist die des Surrealisten Balthus, Sohn von Rilkes Freundin „Merline“. Haltungen, Gebärden, Kulissen — es sind eher Illustrationen als Gemälde, aber sie schaffen eine verzauberte Welt, der man sich nicht entziehen kann.

Flucht in eine verzauberte Welt, aber ganz anderer Art, ist der Film „Die Welt des Schweigens“ vom Kommandanten Cousteau an Bord seiner „Kalypso“ während seiner Erforschung des Meeres gedreht. Wenn die Taucher dreißig Meter unter dem Meeresspiegel mit ihren Armen flattern und schweben, wird der Traum des Ikarus wahr. Die Delphine in ihren Spielen, die Riesenschildkröten beim Legen und Vergraben ihrer Eier, die Teppichmuster von tropischen Fischen, die sich den Menschen anvertrauen und sich von ihnen zähmen lassen, das Grauen eines Fischzugs mit Dynamit, bei dem sich die toten Fische zu Bergen häufen — all das Herrliche und Schreckliche erklärt nicht allein, wieso dieser Film eine solche Faszination ausübt. Das Gefühl der doppelten Geborgenheit — im Dunkel des Saales und im mütterlichen Element des Meeres — erzeugt ein eigentümliches Wohlbehagen, das sich nach jeder Vorführung in Beifallsstürmen entlädt.



Vom Meer zum Film: Tiefseeforscher Cousteau

Das Buch, von dem Paris spricht, ist gleichfalls eine „Flucht“ oder richtiger ein Fluchtversuch, ohne daß das Ufer einer anderen, farbigeren Wirklichkeit erreicht würde. Es ist der „Zweitling“

A – der erste Buchstabe im Alphabet – Ah – der Bewunderungsruf für alles, was entzückt. – »Ah – ein Arwa« die Huldigung für ein schön bestrumpftes, klassisch elegantes Bein! Jede Frau hat auf solche selbstverständliche Huldigung Anspruch, sobald sie Arwa trägt. Arwa ist heut schöner denn je und Millionen eleganter Frauen in der Welt sind arwabegeistert. Kennen Sie New York? Und seine Luxusläden in der 5. Avenue? Sie werden dort als deutschen Markenstrumpf Arwa sehen, von dem im strumpfverwöhnten Amerika die bestangezogenen Frauen schwärmen. Ein Strumpf geht um die Welt – ein deutscher Strumpf – ein Arwa.

Ah ...

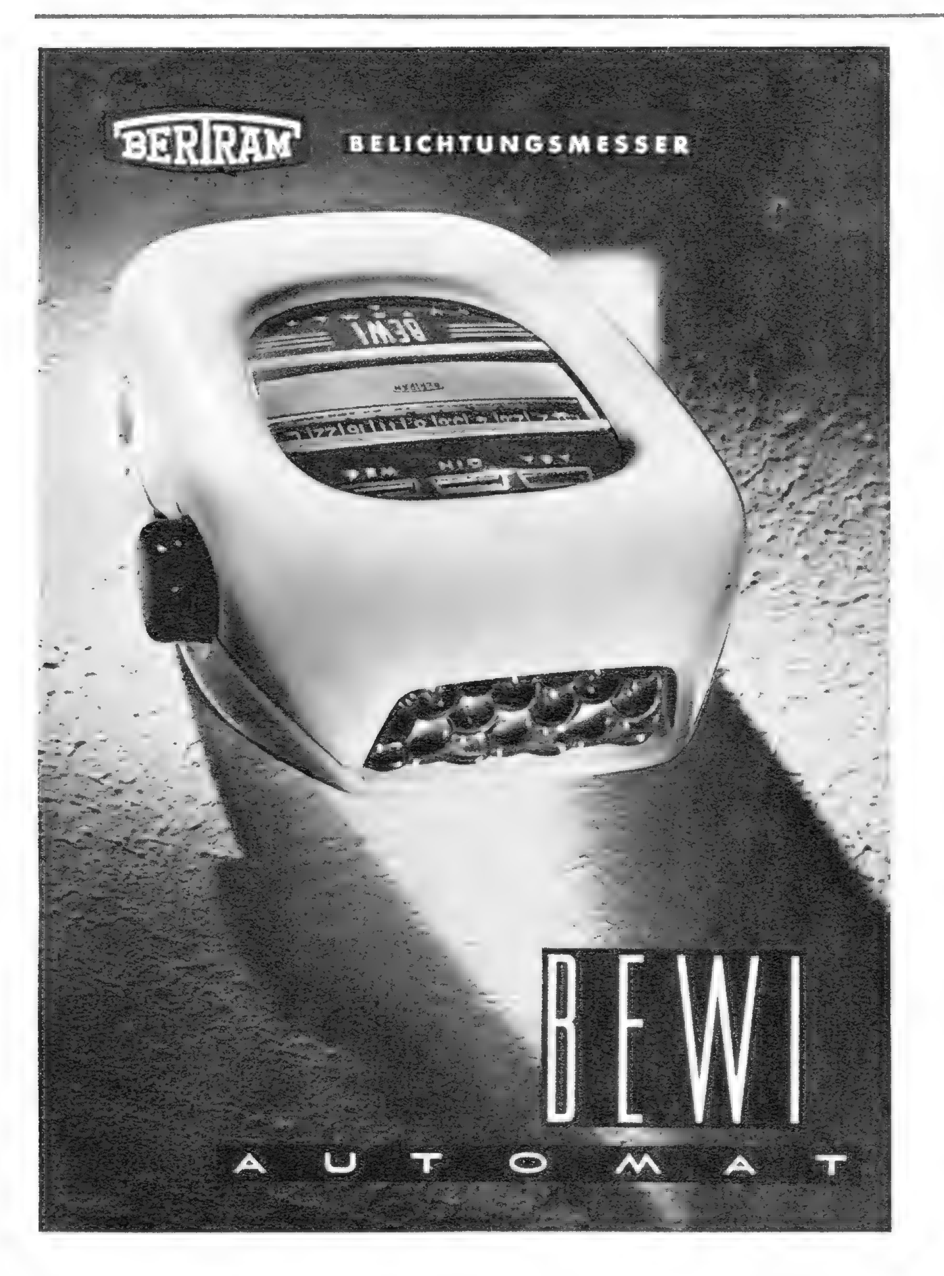
... ein ARWA!

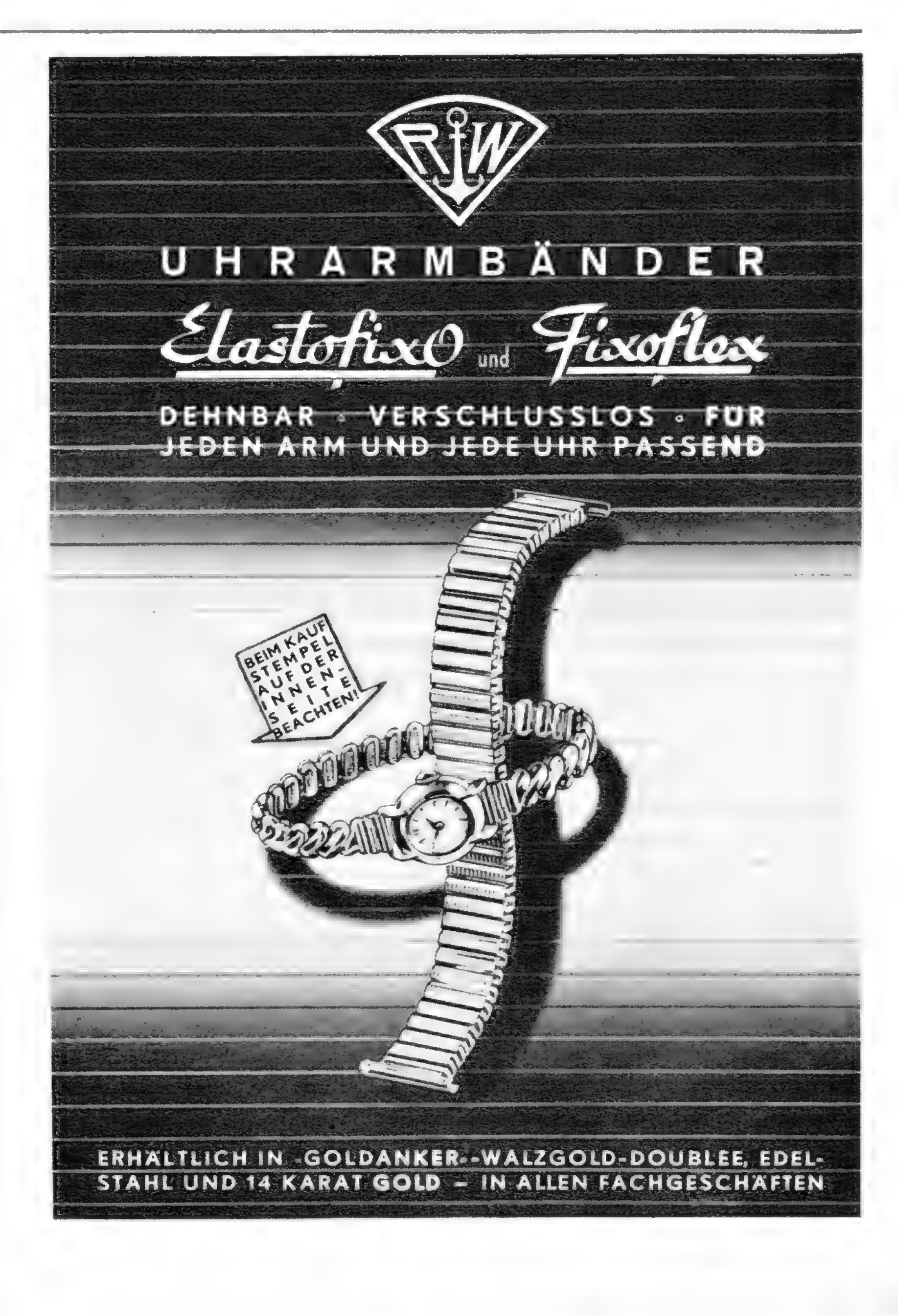
Ein Vorschlag:	für die Hausarbeit:	Arwa 79 (45 den)	4.90
	für Beruf und Straße:	Arwa jeunesse 60/20	4.90
	für den Nachmittag:	Arwa 66/15	5.90
	für den Abend:	Arwa grandesse 75/7,5	7.90



HOMOIA · KARLSRUHE









Françoise Sagans neuer Roman fiel durch

von Françoise Sagan, der Autorin des Welterfolges „Bonjour Tristesse". „Un certain sourire" (Ein gewisses Lächeln) heißt der neue Roman der Einundzwanzigjährigen, der dem ersten erstaunlich ähnelt, sowohl in der Beschreibung der Personen als auch im kristallen ausgeformten und zugleich leise melancholischen Stil. Aber die Atmosphäre ist eine andere. „Bonjour Tristesse" war vollendet in seiner Art und erstaunlich reif. Die Liebesgeschichte des neuen Romans — eine Studentin, die eine kurze Liaison mit einem vierzigjährigen Ehemann erlebt und erst am Ende merkt, daß es ihre große Liebe war — hat im Gegenteil etwas Unreifes, Unausgeformtes. Was vorherrscht, ist ein Gefühl der Leere, und was bleibt, ist ein Nachgeschmack von zuviel Whisky, von Kater und von Asche. Diese Stimmung fühlbar zu machen, ist der jugendlichen, von Ambitionen gedrängten Autorin allerdings gelungen.

Solchen trüben Stimmungen haftet gerade jetzt im erwachenden Paris des Frühlings etwas Verspieltes und Unwirkliches an. Natur und Kunst (insbesondere auch dem Theater mit den poetischen Phantasien von Marcel Aymé und Jacques Audiberti) ist etwas Festlich-Rauschhaftes eigen. Beide, Natur und Menschenwerk, verschmelzen im Gesamtkunstwerk Paris wie in Versailles, wo Schloß und Park endlich restauriert und besser gepflegt werden. Wären nicht die Schatten, die heute Krieg und Politik auf diese Stadt werfen — man möchte sagen, die „gute alte Zeit", von der man reden hört, sei immer noch da. So aber spürt man hinter allem Schönen und Festlichen ein leises Gefühl der Vergänglichkeit und der Tragik. Es ist kein Zufall, wenn in der Kunst und der Literatur dieses Gefühl so deutlich anklingt.



Der Park des Versailler Schlosses wird restauriert

Pl 604

rauche

staune

gute Laune

Denn jeder Player's folgt die gute Laune, die man so nötig braucht bei solchem Wetter. 12 Player's spenden 12 mal gute Laune.

PLAYER'S
VIRGINIA
No 6

eine echte Player's

Interessantes Modell unserer Frühjahrskollektion

23.50

Das NORD-WEST Fachgeschäft erkennt man an diesem Zeichen:

NORD-WEST

Hunderttausende wählten **SCHARPF**

OHNE SIE GEHT ES NICHT MEHR

Es ist schon etwas Wahres daran. Ohne sie können Hunderttausende Frauen, die eine Scharpf-Waschmaschine besitzen, sich einen Waschtag überhaupt nicht mehr vorstellen. Das heißt: mit der Scharpf-Waschmaschine gibt es eigentlich keinen Waschtag mehr im üblichen Sinne. Spielend, beinahe so ganz nebenbei, erledigt eine Hausfrau mit einer Scharpf-Waschmaschine auf moderne Weise ihre Wäsche.

Folgen Sie dem Beispiel dieser glücklichen Frauen. Fassen auch Sie den Entschluß, eine Scharpf-Waschmaschine zu erwerben. Unser Fabrikations-Programm ist so aufgebaut, daß wir für den kleinen wie für den größeren Haushalt passende Modelle und Größen bieten können. Und wichtig dabei ist, daß Scharpf-Waschmaschinen in Preislagen zu haben sind, die günstige und tragbare Abstufungen für die jeweiligen Verhältnisse aufweisen. Selbstverständlich bestehen angenehme Teilzahlungs-Bedingungen.

Besuchen Sie ein gutes Fachgeschäft. Sollte man dort das Fabrikat Scharpf nicht führen, so schreiben Sie uns bitte. Wir nennen Ihnen gern ein Fachgeschäft mit Scharpf-Erzeugnissen, das Ihrer Wohnung am nächsten liegt, und senden Ihnen gleichzeitig unseren neuen Prospekt — beides natürlich unverbindlich und ohne jede Verpflichtung für Sie.



GEBR. SCHARPF KG · STUTTGART-ZUFFENHAUSEN

Stefan Andres: vorbildliche Sprache, unerschöpfliche Phantasie und Humor

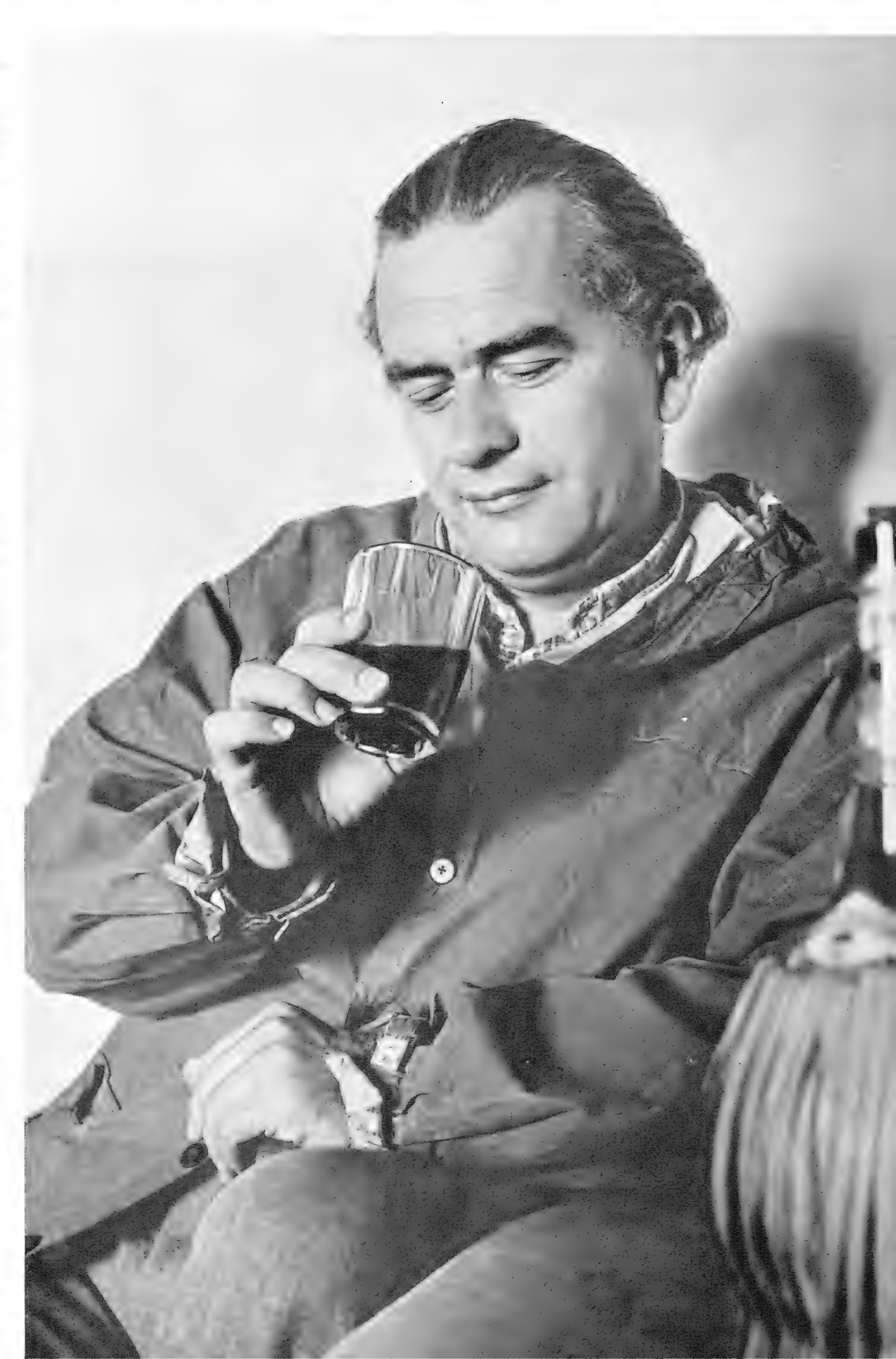
»Ein nicht zu arger Sünder«

Als Stefan Andres, der Sohn eines Müllers und Weinbauern aus dem Moselländischen, die Klosterschule verließ, um zu studieren, hatte er kein Ziel und wenig Geld. Er schnupperte an den Wissenschaften und besaß ein großes Gottvertrauen. Heute ist Andres ein führender Dichter der Gegenwart, der (wie in dem folgenden, im Paul List Verlag erschienenen Histörchen vom Heiligen Pfäfflein Domenico) die Widersprüche in den Menschen unserer Zeit deutet. Seine Novelle „Wir sind in Utopia" (1943), sowie die Romantrilogie „Die Sintflut" (1949, R. Piper Verlag) stellten ihn in die Reihe der Ersten unseres modernen Schrifttums.

Nach einem gewissen Gewohnheitsrecht stand es Don Domenico zu, alljährlich am Fest der Madonna in Amalfi das Hochamt zu zelebrieren. Mochte es sein, daß Seine Bischöfliche Gnaden alldort die lange Nüchternheit an diesem Festtage mitten im heißen August zu umgehen trachteten, oder aber, daß man den Amalfitanern zum Volksfest auch einen volkstümlichen Zelebranten bescheren wollte: Don Domenico war am Himmelfahrtstage so gewiß der Mittelpunkt des Hochamts im Dom von Amalfi, wie die Madonna an diesem ihrem Festtage der Mittelpunkt im Himmel war. Don Domenico wenigstens brauchte in seiner Predigt diesen Vergleich, nur umgekehrt: „So wie ich heute an diesem Feste in Freude aller Augen auf mich gerichtet fühle, so die Madonna heute im Himmel!"

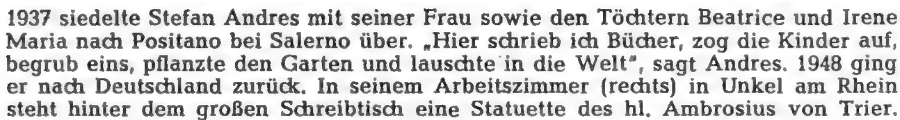
Der Hochwürdigste Herr rügte beim Essen, das dem Hochamt folgte, diesen Vergleich, aber Don Domenico, der eben dies Essen und das darauffolgende Becherchen Wein zur Seite seines Bischofs als einzigen Lohn mit nach Hause trug, gedachte Seiner Bischöflichen Gnaden nicht zu widersprechen und ließ sich den eingebackenen Schinken noch einmal herüberreichen. Und dieweil er hurtig, sobald der Hochwürdigste Herr zu gähnen begann und keiner der übrigen Domherren sich die Mühe machen wollte, die liebsame Arbeit auf dem Teller zu unterbrechen, mit einer lustigen Geschichte einsprang, aus Sorge, der Bischof möchte allzufrüh seine Siesta beginnen, brachte er es fertig, daß sie noch beim Wein saßen, als es zur Vesper vom Turme schlug. Seine Bischöfliche Gnaden seufzten aus Herzensgrund, mochten aber am hohen Fest nicht dispensieren, und so zogen sie denn alle zum Dom, langsam wie Fischerbarken, die vom Fang kommen. Don Domenico indes entwich hinter ihren breiten Rücken, und den Kühlkessel mit einem wehmütig scheidenden Blick streifend, entdeckte

Photo: List









1937 siedelte Stefan Andres mit seiner Frau sowie den Töchtern Beatrice und Irene Maria nach Positano bei Salerno über. „Hier schrieb ich Bücher, zog die Kinder auf, begrub eins, pflanzte den Garten und lauschte in die Welt", sagt Andres. 1948 ging er nach Deutschland zurück. In seinem Arbeitszimmer (rechts) in Unkel am Rhein steht hinter dem großen Schreibtisch eine Statuette des hl. Ambrosius von Trier.

er, daß dort noch einige Flaschen zwischen den Eisschollen standen, und er steckte sie geschwind unter seine Festsoutane und nahm den heißen, langen Weg nach Poseidonia unter die Beine.

Hinter Amalfi im Schatten eines Ölbaumes zog er nun seinen Raub hervor, schwenkte die Flaschen, es waren ihrer vier, gegen das Meer und rief: „Ecco, ecco, wer nicht arbeitet, soll nicht essen, wer nicht predigt, soll auch nicht trinken!" Und dieweil Don Domenico recht arm war, wollte er sich den Wein aufbewahren; doch schon vor Brajano schlug er an einem Wegstein einer Flasche den Hals ab und trank, denn seine Zunge war dürr und silbrig in der Hitze geworden wie ein Ölbaumblatt. Da er aber den ersten Tropfen schmeckte, setzte er wieder schnell, als sei er erschrocken, die Flasche ab, schaute auf das Etikett, bekreuzigte sich und ballte dann plötzlich die Fäuste gen Amalfi zurück. „Falscher Hirte", rief er, „du setzest uns Wein aus unserm Lande vor, und in deinem Eiskübel bewahrst du Gewächse aus Germanien!" Und er trank die Flasche, sich zu dieser Verrichtung auf die Erde kniend, bis auf den Grund leer und sprach dann ernst: „Das ist die gerechte Strafe für den Geiz!" Als er aber nun zu stolpern begann, wollte er nicht durch Brajano; er wich vom Wege ab und stieg mühselig auf Seitenpfaden seiner Stadt zu. Mittlerweile hatte sich die Nacht herabgelassen, der Mond war aufgegangen und leuchtete ihm.

In der Capella di San Pietro trank er alsdann die zweite Flasche, weil er dem Heiligen davon opfern müsse, so glaubte er. Beim Zerklopfen der Flasche sprang diesmal mehr heraus, als er es für notwendig hielt, und so sprach er seufzend: „Sieh, wieviel ich für dich übrig habe, San Pietro! Segne mir den Rest!" Als er nun diesen gesegneten Rest genossen hatte, spürte er eine tiefe Glut und Freude in seinem Innersten, ergriff die beiden andern Flaschen und tanzte eine Strecke des Weges, bis er an den Brunnen kam, der vor Poseidonia in der Nähe der alten Kutscherschenke dicht überm Meere liegt. Und vermeinend, der steinerne Trog sei sein Bett, der Mond in den Trogwellen mithin also sein Linnen, zog er sich aus, stieg ins Wasser, segnete sich zur Nacht und dehnte sich, vor Behagen seufzend, in der Flut. Die Flaschen hatte er sorgsam hinter den Trog gestellt und mit seinem feiertäglichen Birett verdeckt.

Er wäre nun eingeschlafen, hätte nicht bald darauf ein weiches Pferdemaul seinen nackten Bauch berührt. Er wollte sich schon Gedanken darüber machen, was das bedeuten könne, da hörte er ein Schnaufen und Schnauben, ein fürchterliches Gefluche, sah auch, wie zwei Pferdeköpfe mit entsetzt funkelnden Augen sich über ihm bäumten, wie eine schattenhafte Gestalt auf dem Bock des Wagens die Leine riß und die Geißel knallte, hörte dann wieder Schnaufen und Gepolter und immerfort die Stimme des Schattens „Il diavolo, il diavolo!" Dieses garstige und unangenehme Wort ließ ihn vollends erwachen. Er erhob sich und beschaute mißtrauisch seine Nachbarschaft. Der Teufel war bei aufmerksamsten Zusehen nicht zu entdecken, aber etwas anderes entdeckte Don Domenico: daß er nämlich nicht in seinem Bette lag. In der Ferne hörte er noch das Gerassel des Wagens und immer diese verrückte Stimme: „Il diavolo!"

Don Domenico, begreifend, was daraus alles entstehen könnte, war nun mehr als wach; und da er überlegte, wurde die Straße lebendig. „Das ist die Rache des Bischofs", murmelte er und wollte sich soeben aufrichten, da schwärmten die Leute von Poseidonia heran, zuerst die Burschen und Männer, und dahinter drängten und schrien die Frauen.

Don Domenico, einsehend, daß hier nur die nackte Wahrheit helfe, richtete sich auf und sagte mit feierlicher Stimme: „Ihr nennt mich il diavolo, und ich bin euer Prête Don Domenico! Wer lehrt euch so verächtlich und böse über den Gesalbten des Herrn sprechen!" Und er wollte noch weiter ausholen und eine richtige Predigt halten, da klatschte ihm einer der Jungen mit dem Stock über den Schenkel und schrie: „Du böser Geist wagst es, unseres geliebten Don Domenico Gestalt anzunehmen?!" „Ins Meer mit ihm!" schrie eine Frauenstimme, und da wollten Don Domenicos Beine zu zittern beginnen! Aber er selber zitterte nicht, sondern sagte: „So macht doch das Kreuz über mich, ihr werdet sehen, daß ich mich nicht krümme!" „Genau seine Stimme", rief Antonio, der alte Fischer, „genau seine Stimme! Es gibt jedoch böse Geister, die krümmen sich erst, wenn der Bischof sie bekreuzigt!" „So ruft den Bischof!" bat Don Domenico, „ich war ja heute noch bei ihm!" Allein — der Bursche, der ihn geschlagen hatte, rief: „Wir brauchen keinen Bischof, wir ziehen dir lieber auf der Stelle Don Domenicos Leib wieder aus!"

Sie wollten sich schon über ihn stürzen, da hob der Bedrängte den Arm und sagte: „Un momento! Ich will ein Wunder wirken! Wenn ich dieses Wasser in Wein verwandele, glaubet ihr mir dann? Nicht in gewöhnlichen Wein,





Stefan Andres mit seiner Frau Dorothea, die er einst als Studiengenossin in Jena kennenlernte, auf der Terrasse seines Hauses am Rhein (links). Schon am frühen Morgen vergnügt sich Andres im Spiel mit seinem Lieblingshund „Yalu". Es ist ein kräftiger koreanischer Tempel-Fox, den sein Herr aus Italien nach Deutschland mitgebracht hat — ein kurzweiliger Freund des vielbeschäftigten und überaus lebensfrohen Dichters.

nein, in einen himmlischen Wein, den ihr noch nie getrunken habt!" Sie blieben betroffen stehen, und der alte Fischer Antonio sagte: „Wenn der Wein gut ist, bist du kein böser Geist, denn der Teufel bringt nichts Gutes zuwege!" „Alora! Hier ist mein Birett", und Don Domenico wandte sich hinter den Trog, wo niemand des Felsens wegen stehen konnte, zerschlug unter lautem Singen, daß keiner den Klang vernehme, die Flasche, füllte geschwind das Birett, tat, als schöpfe er Wasser, und bot Antonio zu trinken an. Der kostete und rief: „Dio mio, das ist Wein aus dem Paradies!" Und er reichte, seine Gier mühsam bezähmend, den sonderbaren Becher weiter. Und derweil sie tranken und an dem Birett rissen und jeder kosten wollte, war Don Domenico aus dem Trog gestiegen, hatte seine Kleider genommen und sich hinter dem Haufen fort in die Schlucht geflüchtet, und auf Umwegen erreichte er sein Haus.

Auf andern, weniger mühsamen Umwegen erreichte die Kunde hiervon den Bischof. Als der von dem Weinwunder hörte, wußte er auch, wo seine Flaschen geblieben waren. Und ehrlich erzürnt, ließ er Don Domenico zu sich bestellen. „Wie ist das, Don Domenico", begann er, „man hat vernommen, daß Ihr Wasser in Wein verwandeln könnt?" Don Domenico nickte nur: „Ja, Hochwürdigster Herr, was ist daran, da man doch auch Wein in Wasser verwandeln kann!" Darüber wurde der Bischof ungehalten, und er rief: „Ihr seid über die Maßen verstockt und wollt Eure Übeltat nicht bekennen. So hört denn, was ich Euch zur Buße auferlege: Ihr werdet nach Jerusalem pilgern, und zwar, sobald Ihr könnt, um am Grabe des Herrn Einsicht in Euer verkehrtes Leben zu gewinnen!" Don Domenico senkte ergeben den Kopf, sagte ja und verließ den Bischof.

Auf der Domtreppe, auf der untersten Stufe, ließ er sich nieder und fing an zu lachen, daß man vom Markt herbeilief und ihn fragte, ob es vergönnt sei, an seinem Vergnügen teilzunehmen. „Gerne", rief er, „unser Bischof ist nämlich ein ausgemachter Kretin! Soll ich euch das beweisen?" Sie sagten: ja, er solle ihnen das beweisen. „So gebt mir Antwort! Was gibt es im Meer gemeinhin zu suchen?" „Fische", sagten sie. „Gut! Was gibt es in einem Vogelnest?" „Eier", sagten sie. „Benissimo! Was gibt es im Himmel?" „Die Madonna, Engel, Heilige und die Dreifaltigkeit!" „Noch besser! Und was gibt es drüben im Heiligen Lande, unter den Palmen, in der Wüste, vor den Zelten, wo die Dromedare gehen, wo der Libanon glänzt, wo die Rosen von Jericho duften, was gibt es da?" „Du hast schon alles aufgezählt, Don Domenico!" „Ach", wehrte er ab, „alles? Ihr seid schon von eurem Bischof angesteckt, es gibt noch viel Schöneres im Heiligen Lande, da ist alles heilig; da gibt es heilige Knaben, die haben Augen wie die Cherubim und Stimmen wie die Seraphim. Wenn man ihnen ruft, fliegen sie herbei wie die Tauben drüben. Im Heiligen Lande werde ich unter den Palmen mit den Knaben tanzen, ich werde immer dableiben." „Und du wirst nicht mehr nach Amalfi kommen?" riefen sie. Don Domenico versetzte listig: „Wie soll ich denn? Euer Bischof hat mir das doch zur Buße auferlegt, und an mir ist es, gehorsam zu sein!"

Und aus ernstlicher Sorge, Don Domenico für immer zu verlieren, wurden einige Bürger beim Bischof vorstellig und forderten eindringlichst, daß er seine Strafe umändere. Der ließ Don Domenico wieder zu sich bestellen. „Ich habe von den Aussprüchen Eurer zügellosen Phantasie vernommen. Da Ihr imstande seid, aus der Bußfahrt ins Heilige Land eine ergötzliche Reise zu machen, was nicht in Unserer Absicht liegt, haben Wir über Euch anderes beschlossen: Ihr bleibt hier, haltet Euch aber zur Buße vom Läuten des Angelus an unter Dach und Fach!" Mit einem ergebenen, willigen Nicken wollte sich Don Domenico fortbegeben, kehrte jedoch unter der Tür noch einmal um und fragte: „Verstatten Euer Gnaden mir die Frage, die ich der größeren Ruhe meines Gewissens wegen an Euch richte. Muß das Dach, unter dem ich büßend den Abend verbringe, unbedingt mein eigen sein, oder darf es auch einem andern gehören? Dürfte ich ferner, falls ich die Kraft dazu hätte, das Dach mit mir herumtragen oder muß ich an ein und derselben Stelle verharren?" Darauf wurde der Bischof zornig und rief: „Ihr wollt Uns verhöhnen, Don? So hört, um Eure Skrupel, an die Wir nicht glauben wollen, gänzlich zu beseitigen: Ihr seid nach dem Angelus unter Euern eigenen und nicht unter einem fremden Dach. Falls Ihr Euch aber für einen Herkules haltet, könnt Ihr meinetwegen eben dieses Euer eigenes Dach mit herumschleppen. Das befehlen wir Euch bei schwerster Strafe!"

Darauf verbeugte sich Don Domenico vor dem erzürnten Bischof, ging nach Hause, und als es zum Angelus läutete, schauten ihn alle betroffen und fragend an. „Es läutet", sagten sie. „Ach, es läutet", lächelte Don Domenico und erhob seinen großen Regenschirm, spannte ihn auf, wiewohl es nicht regnete, und wandelte fröhlich unter den Leuten . . .

Karin Hielscher lädt ein

Eine Frau gibt dem Kunsthandel neue Impulse



Die Räume im Parterre sind klein. Eine Wendeltreppe führt zum oberen Stock. Karin Hielscher gibt die letzten Hänge-Anweisungen.

Unter den Arkaden des beschaulichen Hofgartens, etwas abseits vom brodelnden Verkehr des Münchner Odeonsplatzes, hat sich Karin Hielscher, die Malerin, nach mühevollen Anfängen mit ihrer kleinen Galerie niedergelassen. Maler und Bildhauer von internationalem Rang stellen aus. Aber viel öfter sieht man einen noch unbekannten Künstler, dessen Bedeutung man zunächst nur ahnt, bis einen die lebhafte, im Wesen so einfache Frau mit eigener Besessenheit auf sein Talent aufmerksam macht. Denn Talente zu entdecken, ist Karin Hielschers Stärke, und eine Ausstellung bei ihr zu sehen, hat nichts mit der Besichtigung irgendeines trockenen „Kunstladens" zu tun.



Eine Handvoll Galerien, gediegene Kunst- und Modegeschäfte sowie das alte Theatermuseum haben sich in den wiederaufgebauten Hofgartenarkaden niedergelassen. Gern stehen hier die Fremden vor Auslagen und Staffeleien.



Der Holländer Houck zeigt neben Ölgemälden Aquarelle von leidenschaftlicher Stärke. Von Karin Hielscher wurde er für Deutschland entdeckt.



Lichtbildervortrag zur Eröffnung: Romain Robert, Präsident der Prähistorischen Gesellschaft des Departements Arriège, erläutert die Funde paläolithischer Kunst in den Pyrenäen.



Gespannt lauschen die Hörer dem Vortrag von Prof. Zotz über das Wort Ortegas: „Ist es nicht ein Skandal, daß die Malerei mit dem Vollkommenen beginnt!"

 Photos: Moses

Die Ausstellung ist soeben eröffnet worden. Ein kunstbeflissenes Publikum betrachtet die Bilder. Diesmal sind es zwei holländische Maler: Maurits Ernest Houck, der 27jährige junge Stürmer, reizt die Betrachter zu lebhaftem Für und Wider (oben), der 58jährige Joachim von Houweninge stimmt sie dagegen besinnlich (unten rechts).



Ein besonderer Freund Karin Hielschers ist der Belgier Frans Masereel, für den sie bald nach dem Kriege, noch in ihrer Wohnung, die erste deutsche Ausstellung veranstaltete.



Recht und Gesetz auf eigene Faust

Kortner inszeniert in Frankfurt Max Frischs Schauspiel „Graf Öderland“

Max Frisch, der eigenwillige Schweizer Dramatiker und Architekt, hat eine Moritat von der Freiheit geschrieben, den „Grafen Öderland“, dessen Uraufführung im Frankfurter „Kleinen Haus“ im Zeichen des Besonderen stand: der Regie Fritz Kortners. In der Neufassung des schon 1951 in Zürich erprobten Stückes wird in einem Mordprozeß dem Staatsanwalt die Rolle zugeschoben, der einzige zu sein, der den Mörder versteht. Es geht um einen Mörder aus Langeweile und Überdruß an dem grauen Einerlei seiner braven bürgerlichen Existenz. Doch auf einmal entdeckt der in die Sagenfigur des Grafen Öderland verwandelte Staatsanwalt den Mörder in sich selbst. Er geht in die Wälder, beginnt tatsächlich zu morden und wird so — wie ein zweiter Schinderhannes — zum Führer einer Bande, die schließlich einen Staatsstreich anzettelt. Es ist die Machtergreifung der Gewalt, der jederzeit möglichen Tyrannei, vor der Frisch, in den Ideologien Sartres und Kafkas zu Hause, zu warnen beabsichtigt. Unter Kortners gespenstischer und aufrüttelnder Regie, die in ihrer sinnfälligen Bewegtheit, ihrem unerbittlichen Beschwören des Zeitgeistes nahezu vollkommen war, kamen höchst eindrucksvolle Effekte zustande, die Frischs mehr abstrakter als dramatischer Idee vom Grafen Öderland am besten entsprachen. Mit Hilfe einer ersten Schauspielergarnitur und des Komponisten Herbert Brün, der sich als vielversprechendes Bühnenmusiktalent auswies, hob Harry Buckwitz, der erfolgreiche Frankfurter Generalintendant, ein erregendes Stück aus der Taufe.

Wie ein Gespenst steht der Bandit aus den Wäldern (Bernhard Minetti) vor dem erschreckten, von Gesichten geplagten Köhlerkind (Eddi Seippel). Souverän meisterte er die abgründige Dämonie seiner halb politischen, halb kriminellen Rolle.



Spürbar hatte Fritz Kortner durch glänzende Regie und Überarbeitung des Stückes den Erfolg des Werkes gesichert.



Max Frisch, der 1911 in Zürich geborene Autor, ist aus den Spielplänen der deutschen Bühnen nicht mehr wegzudenken.

 Photos: Lebeck

In Lederjacke und Schaftstiefeln setzt der Staatsanwalt (Bernhard Minetti) die überwundenen Machthaber, den Innenminister (Hannsgeorg Laubenthal), den Direktor (Heinrich Troxbömker), den Kommissar (Otto Knur) und andere „Kulturträger" ab und wieder ein. Was tut's? Es sind nur die Namen und Gesichter, die sich ändern; Geist und Methode der Machtausübung bleiben die gleichen. Blut ist stets im Spiel. Daher zieht er sich ohne Sühne für seine eigenen Verbrechen zurück, allein und seiner resignierenden Daseinserkenntnis überlassen: „Mord bleibt Mord. Daß es immer andere sind, ändert die Welt nicht." (Bühnenbild: Teo Otto)



Der Verteidiger (Karl Lieffen) berät sich mit dem Mörder (Edgar Mandel). Während Lieffen als aalglatter Manager die sophistischen Register des skrupellosen Advokaten spielen läßt, verkörpert Mandel die naturgewachsene Spießerfigur des Deliquenten.



Der Mörder setzt sich mit der Polizei auseinander, während die Hauswartfrau (Else Knott) den Boden fegt. Wie Frisch jede Episodenfigur auf ihren typischen Grundzug zurückführt, verkörpert sie die überall zu findende, biedere Kleine-Leute-Angst.



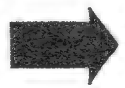
Kindeslächeln, eine Welt

Die Verbundenheit zwischen der Mutter und ihrem Kinde: ein ewiges Motiv der Kunst

Mutterliebe läßt sich mannigfaltig deuten und ausdrücken: im lieblichen Anlächeln des Neugeborenen, im freudigen Verspieltsein mit der kleinen Gesellschaft, im mütterlichen Stolz über die heranwachsende Jugend. Umgekehrt betonen die Maler den dankbaren Blick des Kindes für warme Geborgenheit, die Zuflucht in den Schutz der Mutter, ja das Flehen nach Brot. So verschiedenartig der Ausdruck sein mag, ein Moment bestimmt diese Bilder: überall wacht das Auge der natürlichen Helferin über das Kind. Es ist das uralte Motiv der Mütterlichkeit, uralt wie der Schoß der Erde. Die Mutter ist immer da und ihre Liebe lebt im Bilde, wenn der Maler die Kraft findet, das Geheimnis ihrer seelischen Gemeinschaft mit dem Kind auf die Leinwand zu bringen. Die Jahrhunderte haben die gesellschaftlichen Grundlagen und Auffassungen geändert und die Formen der Malerei gewandelt. Die Gesetze der Kunst aber sind die gleichen geblieben. Die Maler der Renaissance bevorzugten es, aus dem Madonnenmotiv die Darstellung von Mutter und Kind abzuleiten, was ihren Bildern teils heitere Lieblichkeit, teils ahnende Trauer verleiht, aber wir finden, wie bei Holbein, auch profane Motive, selbst mit strengeren Zügen. 17., 18. und 19. Jahrhundert stehen mehr im Zeichen von Familie und Gesellschaft. Bei Pieter de Hooch, Danhauser und Elisabeth Vigée Le Brun lebt der Betrachter inmitten des bürgerlichen Milieus der Niederlande, Österreichs und Frankreichs, während ihn der Engländer Reynolds in die Kreise der großen Society führt, deren vorteilhafteste Momente er mit scharfem Auge



LINKS: AUGUSTE RENOIR (1841—1919): „DER ERSTE SCHRITT". OBEN: PIETER DE HOOCH (1629—1685): „DIE MUTTER AN DER WIEGE"





Elisabeth Vigée Le Brun (1755—1842): „Die Künstlerin mit ihrer Tochter"



Joseph Danhauser (1805—1845): „Mutterliebe"

Kindeslächeln, eine Welt

Fortsetzung

beobachtet. Eines der schönsten Bilder des Impressionismus zum Motiv von Mutter und Kind malte der Franzose Renoir. Nicht weit von ihm steht noch der frühe Picasso aus dem Jahre 1905 mit seiner entzückenden Südländerin (Titelbild). Aber auch die Maler unserer Zeit halten trotz gelegentlicher Strenge das Grundmotiv der Mütterlichkeit fest. Wir finden es ebenso in Kokoschkas Erbarmen mit der erblindeten Mutter, wie bei Käthe Kollwitz, die einem ihrer Mutterbilder das ergreifende Motto beilegte: „Saatfrüchte dürfen nicht vermahlen werden!" Ob in der Lieblichkeit, ob im Ernsten: überall ist es das Leben, das Mutter und Kind verbindet. Es ist die Brücke, die Künstler und Betrachter angesichts dieses ewigen Bildmotivs immer von neuem zusammenführt.



Josuah Reynolds (1723—1799): „Gräfin Waldegrave und ihre Tochter"



Hans Holbein d. J. (1497—1543): „Frau mit Kindern"



Oskar Kokoschka (geb. 1886): „Blinde Mutter mit Kind"



Käthe Kollwitz (1867—1945): „Brot"



Pablo Picasso (geb. 1881): „Maternité"

Schwanen See

Tschaikowskijs berühmtes Ballett erlebte eine triumphale Wiederentdeckung

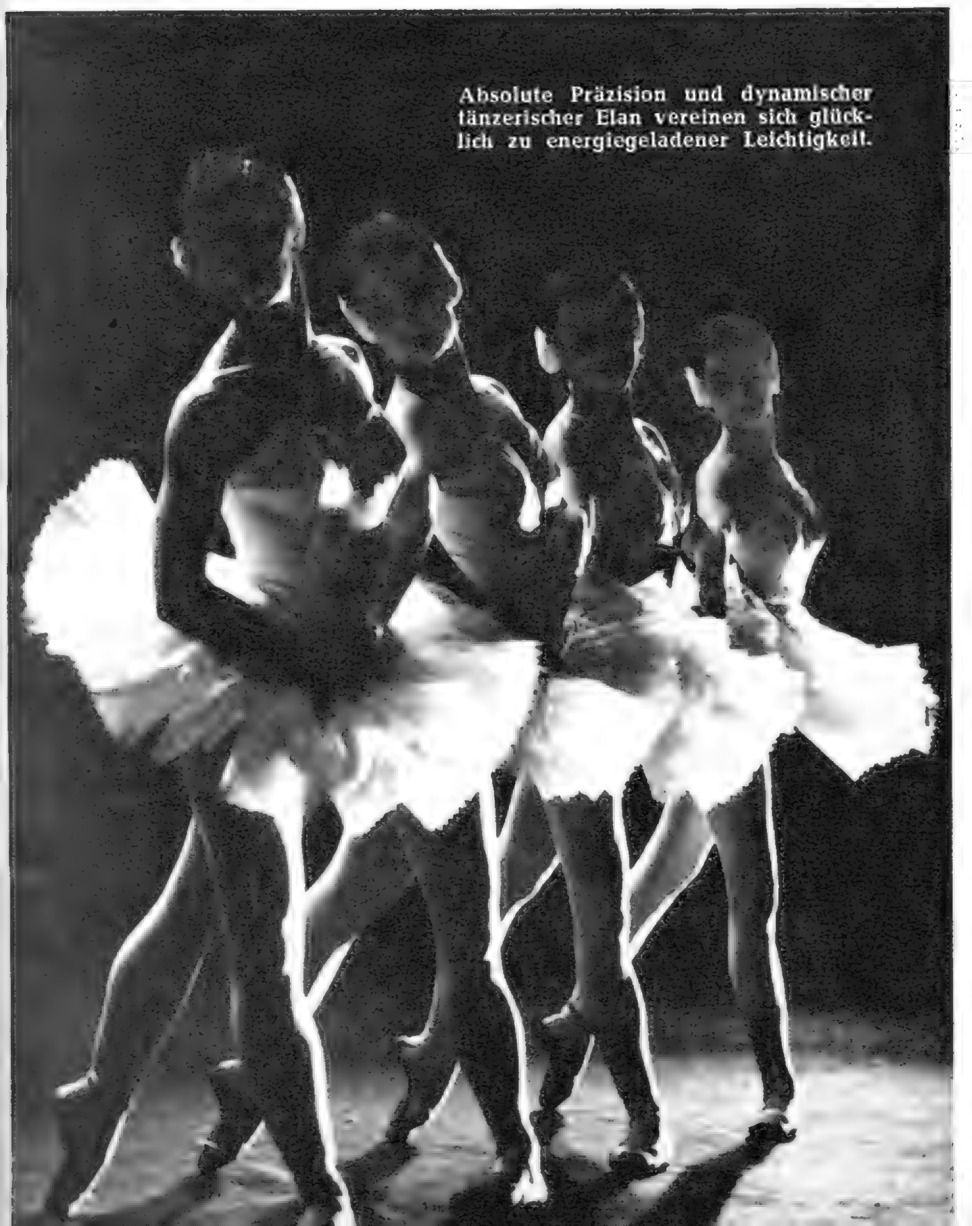
Technische Vollkommenheit klassischer Ballett-Tradition, gepaart mit absoluter Präzision der tänzerischen Linien- und Gruppenführung und beseeltem Ausdruck in Haltung und Gestik, steigerten sich zu einer Ensemble-Leistung von eindringlicher Geschlossenheit, als das neugebildete Ballett des Baseler Stadttheaters sein Debut gab. Solisten und Ballettkorps beschworen in der ausgefeilten und feinfühlig inspirierten künstlerischen Einstudierung durch Wazlaw Orlikowsky aufs neue den Märchenglanz von Tschaikowskijs romantischer Tanzlegende um opferbereite Liebe.



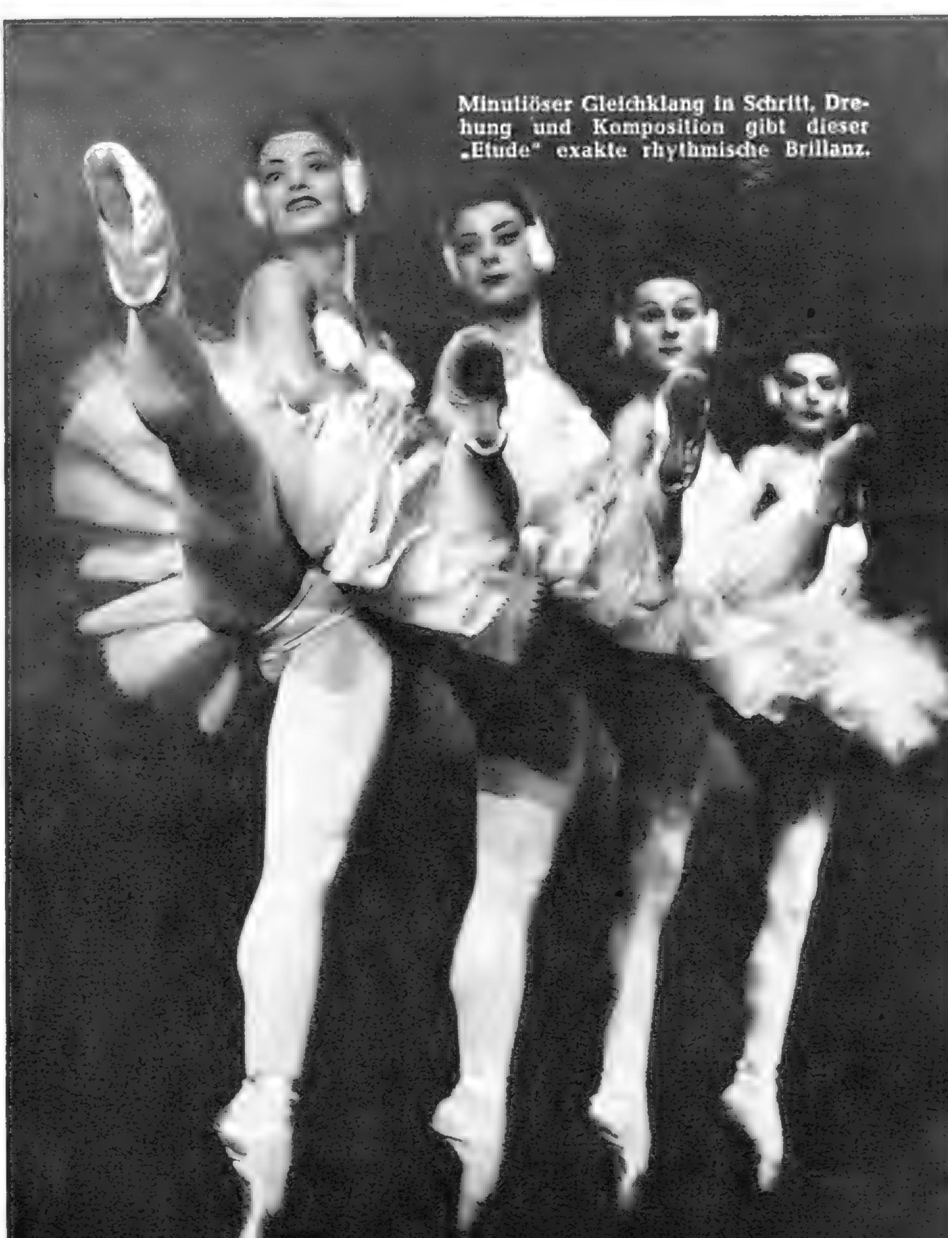
In perlenden Legatoläufen schwebt die Ballerina über die Bühne — eine der berückendsten Passagen klassischer Spitzentechnik. Virtuose Akrobatik und verhaltene Innigkeit ergänzen sich.

Zärtlich hingebungsvoll begegnen sich die Liebenden mit rokokohaft zierlicher Eleganz

In weich fließender Gegenbewegung wogen die ineinander verschränkten Gruppen der weißen und schwarzen Schwäne hin und her, ein Arabeskenspiel im Wechsel sanfter Lichteffekte.



Absolute Präzision und dynamischer tänzerischer Elan vereinen sich glücklich zu energiegeladener Leichtigkeit.



Minutiöser Gleichklang in Schritt, Drehung und Komposition gibt dieser „Etude“ exakte rhythmische Brillanz.

Viel Licht - aber keine Lampen

In diesem Haus im Villenviertel rechts der Isar in München gibt es keine Lampen. Tagsüber strömt das Licht durch viele Fenster, abends tauchen kaschierte Soffitten und versteckt angebrachte Leuchten die Räume in angenehme Helligkeit. Sichtbare „Beleuchtungskörper" sind verbannt. Das Haus besitzt noch eine zweite Eigenart, wenn man an den Beruf der Hausfrau denkt. Es ist die Entwerferin für Tapeten und Dekorationsstoffe, Elsbeth Kupferoth; sie duldet nur glatte weiße oder ganz helle Wände in ihren Wohnräumen, und die Gardinen an den Fenstern sind ebenfalls schneeweiß und ohne Muster. „Wenn wir uns den ganzen Tag mit Farben, Stoffen und Dessins abgeben, wollen wir privat unsere optische Ruhe", sagt der Hausherr, der die Produktion seiner Frau verkauft. Nur Diele und Treppenhaus sind mit modern gemusterten Tapeten belebt.



Fünf Meter lang ist die Fensterfront des Wohnzimmers. Vor der Bücherwand mit eingebautem Radio und Fernseher die Sitzecke; vorn der Eßtisch.



Die Garderobe ist von der Diele getrennt und innen mit einer Stofftapete mit Landkartenmuster ausgekleidet.



Im Arbeitszimmer als Hintergrund für die weiße Stellage mit bunten Resopalschränken hellgelbe Tapete.



Die Diele ist mit einer modernen grau-weißen Tapete versehen, die Rundbögen sind innen mitgeklebt.

**ie moderne kleine Villa eines be-
ıfstätigen Ehepaares, das daheim
on der Arbeit ausruhen und sich
ırch nichts ablenken lassen will**





Im Vorzimmer: Kleines lila Sofa vor grauer Tapete.



Die Polstermöbel der Sitzecke bilden lebhafte Farbflecke im weißen Raum. Die Beleuchtung kommt nur aus Soffitten.



Ein „Orgelpfeifengeländer" sichert den Treppenaufgang hinauf in die oberen Räume.

Auch im Schlafzimmer mit dem rot-weiß bespannten Bett kommt das Licht aus Soffitten und verborgenen Leuchten.



Liebe und Tod des göttlichen Sängers

Marcel Luipart gab Strawinskys Ballett „Orphée" vor der Fernsehkamera eine glänzende choreographische Deutung

Geleitet von dem Götterboten Hermes (Rainer Köchermann) führt Orpheus die geliebte Gattin aus dem Totenreich. Aber er darf sich der wiedergewonnenen Eurydike (Maria Fris) erst im Licht der Oberwelt zuwenden. Einen Augenblick zu früh gibt er ihrem innigen Flehen um ein Zeichen seiner Liebe nach — und verliert sie zum zweitenmal.



Marcel Luipart in einer jener Szenen des Orpheus-Mythos, wo es gilt, die magischen Kräfte der Musik im tänzerischen Ausdruck anschaulich werden zu lassen. Hier hat der berühmte Tänzer den weitesten Spielraum, um von der rührendsten Klage bis zum trotzigen Aufbegehren alle Möglichkeiten seines Könnens variantenreich zu entfalten.

Alle Schrecken der Unterwelt brechen über Orpheus herein. Schaudernd sieht er die wilde Jagd der Furien gegen sich anstürmen: erbarmungslos hetzen sie ihn durch die Finsternis des Schattenreichs. Sie zerstören seine Leier, das Symbol seiner Macht über die Seelen, und jagen ihn schließlich mit unerbittlicher Gewalt in den Tod.



Im antiken griechischen Mythos von Orpheus und Eurydike ist die bis zum Tod getreue Gattenliebe zum erstenmal verherrlicht worden. Von Monteverdi und Gluck bis zu Cocteau und Anouilh wurde sie immer von neuem musikalisch und dichterisch verklärt, und Igor Strawinsky hat in seinem 1947 komponierten Ballett „Orphée" den zeitlos-unsterblichen Stoff mit modernem Geist erfüllt. Seit dem „Feuervogel" verdankt das zeitgenössische Ballett Strawinsky seine stärksten Impulse: die Transparenz und Klarheit seiner Musik entspricht in jedem Takt den Gesetzmäßigkeiten der modernen, auf klassische Disziplin abzielenden Tanzkunst. Die kammermusikalische Struktur des Orpheus-Balletts, die Beschränkung auf wenige Solisten und kleinere Tanzgruppen kommt dabei den Erfordernissen des Fernsehens besonders entgegen. Rudolf Küfners Regie und Marcel Luiparts Choreographie standen hier vor einer gänzlich neuen, aber glänzend bewältigten Aufgabe: auf dem kleinen Bildschirm die tänzerische Aktion in voller Schönheit zu projizieren, ohne dabei die Verdichtung des tragischen Geschehens zu beeinträchtigen.

Photos: Lebeck



Abseits der großen Straßen

Maria Schell meistert als „Gervaise“ ein klassisches Thema des französischen Films

Emile Zolas berühmte Geschichte vom Schicksal der jungen Gervaise, die er in seinem Roman „L'Assommoir“ so meisterhaft schilderte, hat noch heute für den Film eine solche Anziehungskraft, daß der Stoff jetzt zum sechsten Male gedreht worden ist. Zola ging es vor achtzig Jahren darum, den trostlosen Niedergang einer Arbeiterfamilie im Pariser Vorstadtmilieu zu schildern und vor allem die Trunksucht anzuprangern. René Clément, von seinen Filmen „Boot der Verdammten“ und „Verbotene Spiele“ noch in aller Erinnerung, verschob bewußt die Akzente, um Zolas hartem Naturalismus eine menschlichere und poetischere Deutung zu geben. Er macht den Mut der Gervaise zum eigentlichen Thema und schuf für Maria Schell eine neue, großartige Rolle.

Nach langem Suchen gelang es Regisseur Clément, zusammen mit Zolas Sohn, im Pariser Quartier Latin eine milieuechte Straße aus dem 19. Jahrhundert zu finden, in der er die schicksalhafte Begegnung zwischen Gervaise und dem Dachdecker Coupeau (François Perier) spielen läßt. Clément strebt vor allem nach der packenden Bildgestaltung.

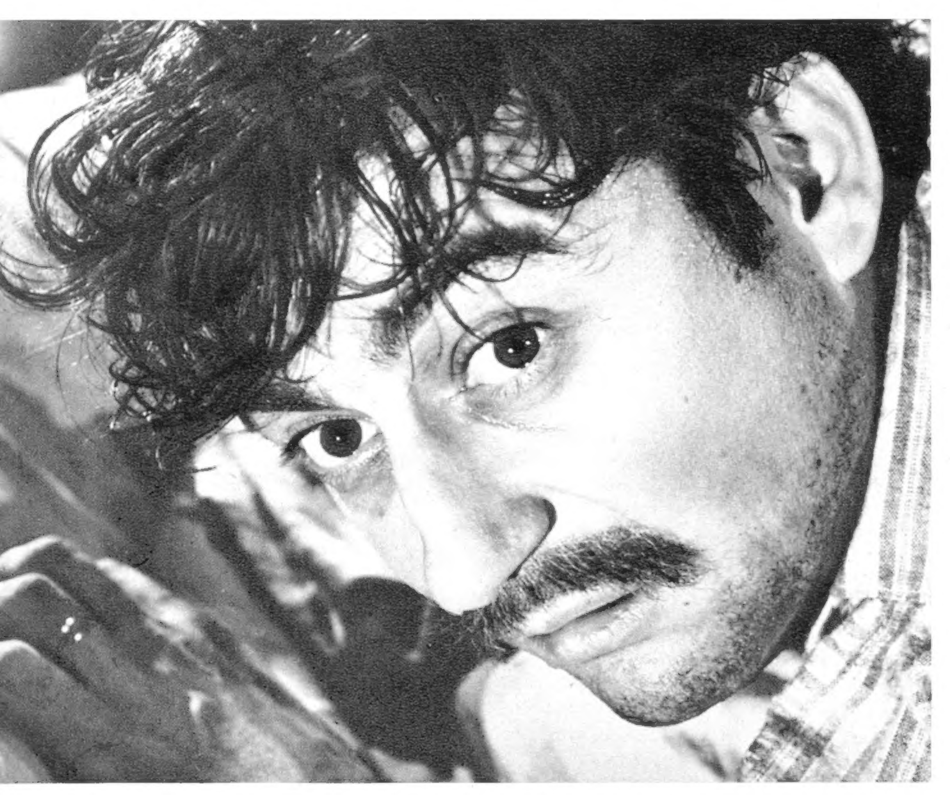


Ein neuer Schicksalsschlag hat Gervaise getroffen. Coupeau ist vom Dach gefallen und bedarf der Pflege. Schon zeichnet sich die beginnende Tragödie der Arbeiterfamilie ab. Ihr erstes Lächeln kommt unverwechselbar aus einem geprüften Herzen.

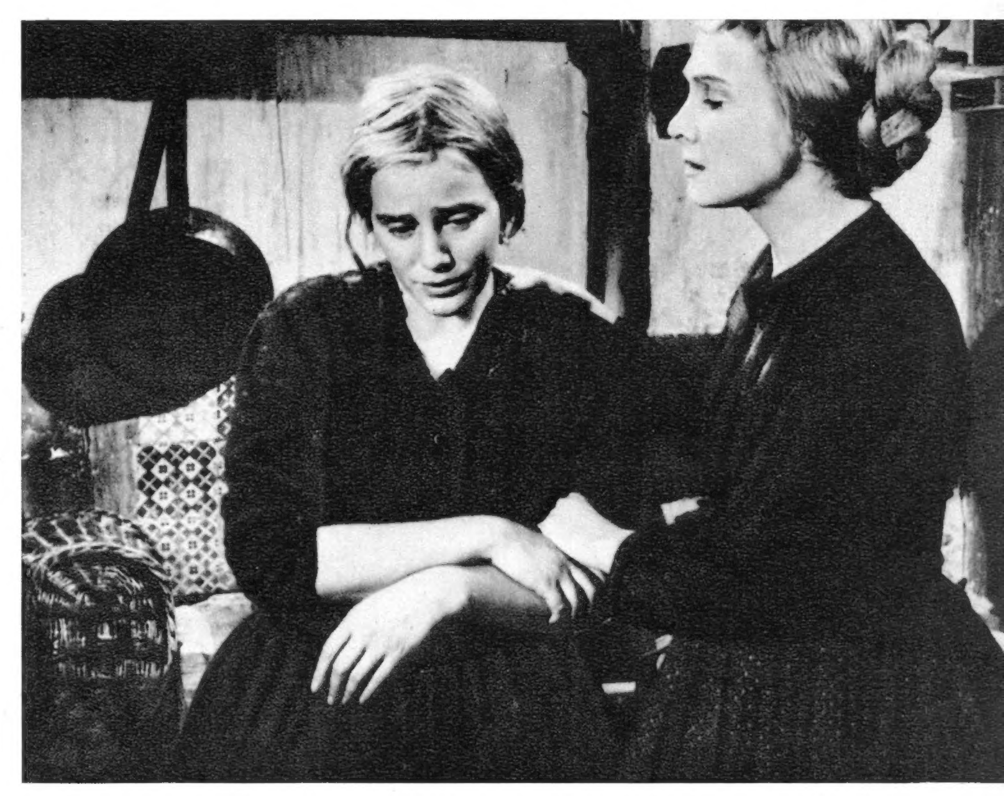


Coupeau ist sich des Erfolgs seiner Werbung um Gervaise sicher, doch schon merkt man seinen Zügen das leichtfertige, unzuverlässige Wesen des Südfranzosen an. Gervaise ist dagegen noch ganz die liebende Frau, offen und ohne jedes Arg.

Die Auseinandersetzungen zwischen Coupeau und Gervaise führen zu schwierigen Dialogen, die gerade mit den Trägern der Hauptrollen immer wieder abgestimmt werden müssen. Für Clément ist der Dialog wie ein Ball, den der Regisseur den Schauspielern zuwirft und der von ihnen — kunstgerecht aufgefangen — zurückkommen muß.



Coupeau ist zum Trinker und arbeitsscheuen-Faulpelz geworden, der schließlich an der Trunksucht stirbt. Perier spielt diese Rolle mit unwiderstehlicher Farbigkeit und zeigt, wie richtig es für ihn war, vom komischen Fach ins dramatische zu gehen.



Nach dem Tode von Coupeau wendet sich Virginie (Suzy Delain), eine alte Feindin, gegen Gervaise, um sie vollends zugrunde zu richten. Voller Vorahnung schlägt Gervaise die Augen nieder, die zum Spiegel des zerrissenen Herzens wurden.

„Ich fühle mich überall zu

Prinz Konstantin von Bayern berichtet über Oskar Kokoschka, der kürzlich seinen

Das Telefon klingelte. Der große Mann mit dem Gesicht eines widerspenstigen Jungen, die Füße weit von sich gestreckt, lehnte sich tief zurück in den Sessel, um mit seinem ausgestreckten Arm den Apparat erreichen zu können. Das ergraute, fransige Haar hing ihm in die Stirne. Dazu die breite Nase. Die untere Hälfte seines Gesichts war entschieden zu lang geraten. Gekleidet war er in Kordhose und in eine sanftbraune, weiche Lederjacke. Was mir auffiel, war das seidene Halstuch, das er lose geschlungen unter dem offenen Hemdkragen trug. Ein himmelblaues Tuch, rosa gepunktet.

„Hallo", rief er in die schwarze Muschel, „hallo — wer dort? — Ah!"

Er schob den Hörer auf Armlänge von sich, drehte seine blauen Augen nach der Frau, die, getrennt von ihm durch den Tisch, in der anderen Hälfte des Zimmers saß. Olda, Tschechin, Künstlersgattin, die um dreißig Jahre jüngere Lebensgefährtin des berühmten Alten, Olda, starkknochig von Figur, männlich entschlossen im Ausdruck, wurde gefragt:

„Es ist Boston, die Akademie. Was soll ich sagen?"

„Sag, du nimmst an."

„Hallo, Russel? — Russel, dear! — yes, ja, ich nehme an, I accept — aber, but, listen, Russel, ich muß Boss sein, I am ahead of them all, du verstehst, verstehst du? — Yes, ja, dann komm' ich rüber — Nein, nein, nicht im Sommer. Im Sommer bin ich in Salzburg. Salzburg ist wichtig, ist very important. — Und nicht auf zu lange, Russel. Ich habe jetzt hier ein kleines Haus, du verstehst — und einen großen See — ja, in Villeneuve, am Genfer See. Die Genfer nennen ihn Lac Leman — Nicht Limonade, Leman! — Nicht den Montblanc, den Dent du Midi hab' ich vor Augen, schön, was? — Russel dear, wer zahlt das Gespräch? — Die Schule, fein, fein — hör, Russel, ich brauche Whisky, um den Kurs zu übernehmen. Du weißt, ich lebe von Whisky — Yes, ja, fein, fein — und grüß mir die Freunde, umarme sie, gib ihnen allen my love, much love — hallo, Russel — hallo — yes, fine — bye — bye-bye —"

„Olda, es rauscht nur mehr im Draht. Ein Rauschen wie der Atlantik, der Teich dazwischen", hat er gesagt und sich ausgestreckt, den Hörer zurück auf die Gabel gelegt. Wie bezeichnet man diese Hand, die den Hörer hielt? "Nervig" dürfte ein passender Ausdruck dafür sein.

Während des Gespräches hatte ich Muße, mir das Bild an der Wand zu Häupten des Telefonierenden anzusehen. Ein Selbstporträt in breiten Kohlestrichen. Eine Nase, die ist ein schwarzes Loch. Und ein Kinn wie ein zerklüfteter Brokken Versteinertes. Rechts unten ist das Porträt signiert: O. K., dazu die Jahreszahl 1923. Wenn ich mir's recht betrachte, dann hat der junge Oskar Kokoschka im Rahmen und der Kokoschka vom Februar 1955 beim Telefonieren noch immer denselben überraschten, staunenden, hellsichtigen Ausdruck. Jetzt weiß ich auch, wo ich dieses Selbstporträt schon einmal gesehen habe: In München 1937, in der Ausstellung „Entartete Kunst". Zum Abschrecken hatte Hitler, der erste und letzte, persönlich sieben Kokoschkas für diese Ausstellung ausgewählt. Sieben Kokoschkas waren das Glanzstück dieser Ausstellung, wo moderne Kunst zusammen mit dem gekleckstesten Gekritzel schizophrener Irrenhäusler gehangen hatten. Zwei Millionen Ausstellungsbesucher wurden damals gezählt. Eine höhere Besucherzahl hat Kokoschka nie erreicht.

Was wußte ein Kokoschka von dem Haß eines Unbekannten, seines Landsmannes und „Künstlerkollegen" Adolf Hitler, der in den Straßen Wiens mit A. H. signierte Postkarten an den Mann zu bringen trachtete, während O. K.s Werke, ausgestellt, Furore machten? Dieser Haß! Erst 1937 gewahrte ihn Kokoschka. Das kaiserliche Wien hatte ihn einen „Bürgerschreck" geschimpft und sich damit begnügt, ihn zu vertreiben bis nach Berlin. Aber Hitler hatte Befehl gegeben, den „Entarteten" auszuradieren.

Wir saßen in einer Art Wohndiele. Noch knarzte die Treppe hinauf zu den Schlafräumen bei jedem Tritt wie neues Schuhwerk. Die Schiebetüre zum Atelier nebenan stand weit offen, ließ auf der Staffelei eine mannshohe Leinwand erkennen, mit Figürlichem in Himmelblau und Rosa wie sein seidenes Halstuch.

Worüber gesprochen wurde? O. K., die Beine von sich gestreckt, versicherte, mir gerne zuzuhören, wenn auch sein Beitrag zu der Unterhaltung in Wiener Deutsch, mit englischen Brocken gespickt, anfangs nur spärlich war.

Ja, es stimme schon, daß er in Pöchlarn geboren sei als Sohn eines aus Prag zugewanderten Goldschmiedes und einer energischen Mutter aus dem Steierischen, der man die Gabe des zweiten Gesichtes nachsagte. Auch das stimme, daß der frühe Tod eines Bruders tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er sei ein erstauntes Kind geworden, oft geschreckt von geisterhaften Vorstellungen. Später habe er Chemie studieren wollen, fasziniert von den mysteriösen Reaktionen der Elemente in der Retorte. Zur Kunst sei er eigentlich bloß aus wirtschaftlicher Not geraten und durch Anraten eines Lehrers, der den oft merkwürdig wirren Buben seines Gekritzels wegen für einen Freiplatz an der „Wiener Werkstätte für Dekorationskunst" vorgeschlagen hatte. Halt ein Umweg zur Chemie, dachte damals der Junge. Ganz anders ist es gekommen.

Durch das Leben eines Malers läßt sich wandeln wie durch eine Bildergalerie. Bilder sind es, die Kokoschkas Entwicklungsstadien kennzeichnen. Auf Bildern beschreibt er sich wie ein fremdes, mit Erstaunen geschautes Wesen.

Kokoschka, jung und kräftig von Figur, mit schüchternem Gehabe, fast linkisch, sucht sich einen Platz in der Aktklasse, sieht das nackte Modell von einem Menschen mit Lanze in der Hand, in griechisch-gekünstelter Pose auf dem Podium stehen. Wie langweilig. Weder harmonisch noch glatt wie die anderen empfindet er, es abzuzeichnen. Was dieser Kokoschka aufs Papier bringt, sind Fünfminutenskizzen eines bewegten Modells, sind flüchtige Konturzeichnungen, mitleiderregend häßlich, mit betonten Extremitäten, mit verkrampften Zehen, mit ins Leere gekrallten Händen. Seine Fünfminutenskizzen sind überzogen mit Melancholie. So jung noch und schon so schwermütig?

Lilith erscheint. Meist trägt sie einen roten Rock, schläft unter einem Schleier in Kokoschkas Atelier. Aber Kokoschka, dieser merkwürdige Junge, sucht in der Liebe nur die Qualen. In der Umarmung ringt er mit dem Tod, der ihm hartnäckig sein Gesicht verbirgt. Ein enttäuschter, schüchterner Wilder verläßt Lilith, publiziert einen Liebesbrief: "Die träumenden Knaben", 1908, und malt sich die „Traumtragenden", eine Serie herausfordernder Gesichter, von der Seele. Selbst in der extrem modernen „Kunstschau", gefördert von der extrem konservativen Obrigkeit, weil so was die Fremden nach Wien lockt, erregen seine „Traumtragenden" Skandal. Kokoschka, ein Herausforderer von Sitte und Anstand, wird aus der Schule gewiesen. Das macht den Schüchternen nur noch wilder. Das Skandalmachen wird ihm nunmehr zur lieben Gewohnheit.

Der „tolle" Kokoschka muß in den Wiener Kaffeehäusern untergehen. Auch davon läßt sich zur Not leben, daß man auf Wette reiche amerikanische Studenten unter den Tisch trinkt. Haben Sie schon seinen beweglichen Lichtbildervortrag in der „Fledermaus" besucht, betitelt „Das getupfte Ei"?

„Seid ihr denn blind, daß ihr nicht seht, was in diesem Kokoschka steckt? Mehr als Narretei, Genie", ereifert sich Adolf Loos, der berühmte Architekt. Sein Wort zählt in Wien.

Bald sitzt Kokoschka am Stammtisch von Karl Kraus, dem gefürchteten Herausgeber der rotbroschierten Einmannzeitschrift „Die Fackel". Das Genie von einem Haldwilden, dieser O. K. — schon ist sein Monogramm ein Begriff geworden —, er allein von allen Jüngern wird vom Meister freigesprochen von der Verpflichtung, jede Nummer der „Fackel" auswendig zitieren zu müssen. Kokoschka widerlegt die Behauptung, daß sich mit wenig Geld, also mit leerem Magen, besser arbeiten ließe, wie es die Besitzenden so gerne behaupten. Mit dem Appetit wächst sein Schaffenseifer. Er porträtiert der Reihe nach seine Gönner, nicht so, wie sie aussehen, sondern so, wie er sie sieht. Ein nervöses Gestrichel von Nervensträngen legt er ihnen um Augen, um Mund und Nase. Es ist die innere Landschaft der Menschen, die O. K. freilegt.

Statt sich mit seinen Kritikern auseinanderzusetzen, wettet Kokoschka mit Freunden, den Komödianten Ettlinger und Rudolf Forster, daß er ebenso gut wie den Pinsel auch eine dramatische Handlung zu führen vermöge. So entstehen die Symboldramen „Sphinx und Strohmann" und „Mörder, Hoffnung der Frauen". Unlogisch erscheinendes Wortgestammel, zum Teil von erstaunlicher Originalität, zum Teil auch von fremdartiger Schönheit. Aber das Publikum fühlt sich veralbert. Die Premiere von „Mörder, Hoffnung der Frauen" endet mit einer wüsten Prügelei zwischen Kokoschka-Freunden und -Feinden. Bosnische Soldaten, die auf das Lärmen und Kreischen herbeieilen, mit gezogener Klinge Ordnung schaffen wollen, vergrößern nur das Chaos. Dem allem bereitet die Polizei ein Ende, und der großartige Adolf Loos beeilt sich, seinen anstößigen Schützling O. K. auf Reisen zu schicken.

Farbenzauber in der Provence. Die Berge des Engadin stehen Kokoschka Modell. Großfürsten und Industriebarone in den Grand-Hotels und er, mit einem goldenen Zehnguldenstück von Mutter ins Taschentuch geknüpft. Dann, in München, ist es nicht Franz von Stuck, sondern der Okkultist, Orientalist, Zyniker und Novellenschreiber Gustav Meyrink, der den berühmten „Golem" schrieb, der es Kokoschka antut. In Berlin, wo ein frischerer Wind weht als in Wien, nimmt O. K. schließlich Wohnung.

Das Zentrum der Berliner Avantgarde ist damals das Café "Größenwahn". Dort wird der Skandalmacher aus Wien von Paul Cassirer und Herwarth Walden willkommen geheißen. Als Mitarbeiter von "Sturm" und „Kunst und Künstler" darf sich O. K. sonntags einen Mittagstisch bei Aschinger erlauben. Dann zieht er mit Gönner Walden — wehende blonde Mähne und altmodisches Plastron —, dessen Frau Else Lasker-Schüler — schwarzer Bubikopf und Samthosen — auf künstlerische Eroberungen ins reiche Rheinland. In den Kreisen der Hochfinanz an der Ruhr wird es Mode, ein Porträt, von Kokoschka gemalt, im Salon hängen zu haben. Erfolge in Deutschland, die in Wien Ärgernis erregen.

Trotzdem kehrt Kokoschka für eine Ausstellung und auf Wunsch von Alma Mahler zurück in die k. u. k. Hauptstadt. Diese Mahler! Eine Frau von Format, die Gefährtin von Oskar Kokoschka, Walter Gropius und Franz Werfel. Die Kokoschka-Ausstellung verläßt Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand bebend empört: „Dem Kerl gehörten sämtliche Knochen im Leib zerschlagen!" So Franz Ferdinand, dem kurz danach in Sarajewo sämtliche Knochen im Leib von einer Bombe zerschlagen wurden.

Kriegsgeschrei! Kokoschka, dessen Privatleben immer komplizierter geworden, Hohngelächter in den Ohren, Gespenster im Kopf, gejagt von Einfällen, gequält in Umarmungen, flüchtet vor sich, in roten Hosen, in blauem Rock und goldenem Helm, als österreichischer Dragoner an die russische Front... Er hat sich geschworen, in diesem Krieg keinen Menschen zu töten, außer in Todesangst!

Vom Pferd geschossen! Kokoschka erwacht von einem Stich in seine Brust; sieht, über sich gebeugt, einen schnauzbärtigen Bauern in russischer Uniform, der sich auf sein Bajonett stemmt, das tiefer und tiefer dringt. Kokoschka spürt die Pistole in seiner Hand. Er brauchte jetzt nur abzudrücken. Aber statt auf seinen Gegner zu schießen, lacht er, lacht und lacht. Denn endlich nun zeigt ihm der Tod sein Gesicht. Der Tod trägt die Züge eines russischen Bauern. Die Schmerzen wirken auf Kokoschka befreiend. Es ist ihm zum Lachen, einfach zum Lachen! Und vor diesem teuflischen Gelächter des auferstandenen Dragoners flieht der Tod mit zugehaltenen Ohren, hat das Bajonett in Kokoschkas Brust steckengelassen, ohne sein Werk zu beenden.

Im offenen Viehwagen schafft man den Verwundeten nach rückwärts. Er liegt auf dem Rücken, unfähig, auch nur den Arm zu heben, und starrt in den sonnengleißenden Himmel. Die Lippen sind ihm ausgetrocknet. Fieber schüttelt ihn. Die Haut springt. Aber in ihm formen sich visionäre Verse. Verse, die mehr sind als nur Wortgestammel, Verse, die Dichtungen sind. Aber wer weiß es, da er, O. K., nur ein Maler ist? "Orpheus und Eurydice", im Viehwagen zum Lazarett entstanden, erst Jahre später aufgeführt, geben Zeugnis von einem neuen, konstruktiven Kokoschka.

Dresden, Hauptbahnhof! Kokoschka steigt aus dem Berliner Zug. Er war in Schweden, um einen Gehirnspezialisten zu konsultieren. Folgen seiner Verwundung sind Gleichgewichtsstörungen, die ihm auch der Schwede nicht abnehmen konnte. Jetzt will er sich zurückmelden an die Front. Damit sie dort Schluß machen mit ihm. Kein zweites Mal will er den Tod mit Gelächter vertreiben. Während Kokoschka, düster in Gedanken, auf den Anschlußzug nach Wien wartet, drängt ihm ein ungebetener Herr seine Bekanntschaft auf. „Ich heiße Doktor Neuberger", stellt er sich Kokoschka vor und beruft sich auf einen gemeinsamen Bekannten, den Dichter Albert Ehrenstein. Sagt: "Kommen Sie mit mir, Herr Kokoschka, in das Sanatorium von Doktor Täuscher, in den ‚Weißen Hirsch'. Dort werden Sie Gleichgesinnte finden, den Dichter Hasenclever, Ernst Deutsch und Käthe Richter, Schauspieler Iwar von Lücken, einen baltischen Baron, enterbt von seiner Familie, weil er tolstoiischen Prinzipien lebt. Sind alles Menschen, Herr Kokoschka, zu bedeutend, um totgeschossen zu werden." Und dann, noch auf dem Bahnsteig, sagt der geheimnisvolle Dr. Neuberger den Ausgang und die Folgen des Krieges voraus — die Revolution — den Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaftsordnung —, bis Oskar Kokoschka, beeindruckt und verwirrt, den Zug nach Wien versäumt hat, bis er sich in der weißen Villa, am Rand von Dresden, geborgen findet.

Plötzlich ist es vorbei mit dem „tollen" Kokoschka, plötzlich hat ihn Ljuba, eine junge, russische Pianistin, das Gespenst der Alma Mahler überwinden helfen. Er bereist mit ihr die Schweiz. Zum ersten-

Hause"

70. Geburtstag feierte

mal werden seine Bilder als „schön" bezeichnet. Ljuba ist eine Schlanke, Blonde. Daneben gibt es noch eine Brünette, eine Berlinerin. Er zieht sich aus der Öffentlichkeit zurück und malt sich zusammen mit den beiden Frauen als Lot und seine Töchter.

Danach plötzlicher Aufbruch, Jahre des Reisens, fort von Europa, in die Wüste.

„Warum, Herr Kokoschka", frage ich, „haben Sie Dresden ohne Abschied verlassen? Der Kündigungsbrief fand sich beim Portier."

O. K.: „Weil ich erfahren mußte, wie es tut, wenn einer die ganze Welt umarmt."

Über Nacht ist O. K. nach Wien zurückgekehrt. In Budapest hat er am Radio die Stimme des „kleinen Kanzlers" Dollfuß vernommen, wie sie den Sozialisten in der von Heimwehr belagerten Arbeitersiedlung über Lautsprecher zuruft: „Ihr habt's noch eine Stunde Zeit, dann ..."

Kokoschka findet seine Mutter erschreckt am Fenster, auf ihrem Gesicht noch den Widerschein der Brände, und nicht glauben wollend, daß da Österreicher auf Österreicher geschossen haben. Mitanzusehen, wie die Heimwehr unter anderen sozialistischen Erinnerungsstücken aus dem erstürmten Rathaus auch seine Bilder auf die Straße wirft, das war für ihn bereits das Signal zur großen Flucht, die ihn nach Prag, zu Olda, und weiter nach England führen sollte.

Den Engländern sagt 1938 die Signatur O. K. noch wenig. Er muß froh sein, schließlich einen Kunsthändler gefunden zu haben, der ihm Vorschuß gibt auf das eine, mitgebrachte, noch unfertige Gemälde. Er muß dankbar sein für das Essen bei Lyons, einem Massenbetrieb, dankbar sein für sein kaltes Zimmer in einem Londoner Boarding House, wo es ständig zum Fenster hereinrußt, dankbar sein, daß sie, Olda, über ihrem Jus-Studium nicht das Pastetenbacken verlernt hat. Denn Oldas Pastetenverkauf ermöglicht dem Emigrantengatten O. K. — „Ich will kein Emigrant sein, ich fühle mich überall zu Hause!" —, an Cornwells Küste zu malen. Dort entstehen ihm unter der Hand politische Visionen. Eine riesige, rosa Krabbe nimmt die Züge Chamberlains an. Als 1940/41 die Schlacht um England am Himmel tobt und Brandfakkeln die Nacht erhellen, symbolisiert er die Kriegsschuld aller Beteiligten mit einem grandios entmutigenden Gemälde, das er „wofür wir kämpfen" nennt. Die 1000 Pfund Honorar für ein Porträt des Sowjetbotschafters in London, Genosse Maiskij, stiftet er 1944 für die Verwundeten von Stalingrad beider Seiten und behält für sich selber knappe zehn Schilling. Das Kriegsende bedenkt er mit einem Christus, in sämtlichen Untergrundstationen Londons plakatiert, der vom Kreuz herunter den hungernden Kindern Europas das Brot reicht. Schließlich erscheint ein gewisser Edward Beddington Behrens, reich und kunstverständig genug, um den inzwischen pepper-and-salt-geschopften Kokoschka wissen zu lassen: „Machen Sie sich keine Sorgen. Sie werden in England keinen Agenten mehr brauchen. Denn ich werde Ihnen Ihre gesamte Produktion abnehmen." Das verletzt ihn!

Das alles war einmal. Jetzt sitze ich bei Oskar Kokoschka in seinem Heim am Genfer See.

„Wie friedlich die Welt geworden ist", bemerkte ich bei einem Blick aus dem Fenster.

„Friedlich?"

Gekürzt aus dem soeben im Kindler Verlag München erschienenen, reich bebilderten Buch „Die großen Namen, Begegnungen mit bedeutenden Deutschen unserer Zeit", von Prinz Konstantin v. Bayern.

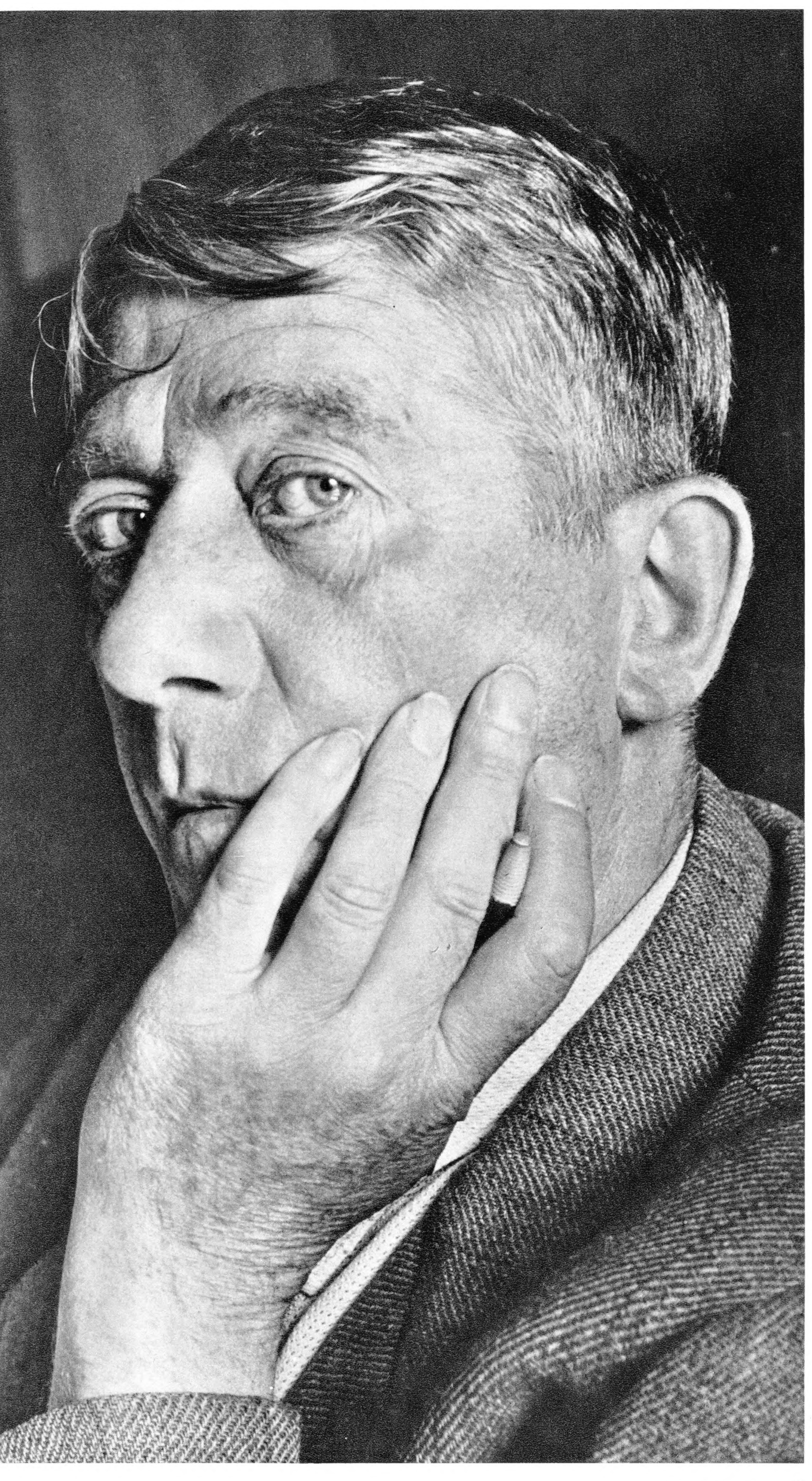


Photo: Herbert List

Aus der berühmten Familie der großen europäischen V8

das Schönste für Sie, ein BMW 503 Coupé

BMW 503 Coupé, 3,2 l - V8-Motor, 140 PS, Spitze 190 km/st.

In der Verschmelzung von höchster technischer Reife und geschmacklicher Vollendung ein begeisternder Wagen der Weltklasse, der als Coupé und Cabriolet in Linie, Leistung, Ausstattung, Fahrkomfort und Sicherheit die Gültigkeit des Satzes bestätigt:

Auto fahren viele, BMW fahren Anspruchsvolle



BAYERISCHE MOTOREN WERKE AG MÜNCHEN